Voltaire's und Rousseau's

auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.

Drei und vierzigstes Bändchen:

Voltaire's Geschichte der Völker.

Dreizehnter Theil.

Leipzig,
in der Hartmann'schen Buchhandlung.
(Schaarschmidt und Volckmar.)

1830.

Voltaire's
Geschichte der Völker,

vorzüglich
in den Zeiten von Karl d. Gr. bis
auf Ludwig XIII.

Neu übersetzt
durch
K. A. F. Schnitzer.

Dreizehntes Bändchen.

Leipzig,
in der Hartmann'schen Buchhandlung.
(Schaarschmidt und Volckmar.)

1830.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BABENBERGENSIS.

Voltaire's
Geschichte der Völker.

Dreizehnter Theil.

Fortsetzung.

Hundert und fünf und sechzigstes Kapitel.

Fortsetzung von der Regierung Philipps II. Mißgeschicke Don Sebastians, Königs von Portugal.

Es schien damals, als ob das Haus Nassau und der im Entstehen begriffene Freistaat von der Macht des spanischen Königs erdrückt werden müßte. Er hatte zwar in Afrika die Oberhoheit über Tunis, und den Hafen der Goulette, wo einst Karthago stand, verloren: dagegen aber hatte ein König von Marocco und Fez, Namens Mulei=Mehemed, der mit seinem Oheim um das Land stritt, gegen Philipp sich erboten, schon vom Jahre 1577 an ihm zinsbar zu werden; Philipp schlug es aus, und gewann durch diese abschlägige Antwort die Krone von Portugal. Der afrikanische Monarch kam selbst zu Portugals König Sebastian und bat fußfällig um seinen Beistand. Dieser junge Fürst, des großen Imanuels Urenkel, brannte vor Begierde, in diesem Welttheil sich auszuzeichnen, wo seine Vorfahren so viele Eroberungen gemacht hatten. Sonderbar ist, daß während sein mütterlicher Oheim Philipp, dessen Schwiegersohn er werden sollte, ihn ohne Hülfe ließ, er einen Beistand von 1200 Mann vom Prinzen von Oranien erhielt, der damals sich in Flandern kaum erhalten konnte. Dieser in der Weltgeschichte so kleine Umstand zeigt viele Größe in dem Prinzen von Oranien, besonders aber eine ent=

schiedene Leidenschaft, dem König Philipp überall Feinde zu erwecken.

Mit beinah 800 Fahrzeugen landet Sebastian im Königreiche Fez bei der Stadt Arzilla, die eine Eroberung seiner Vorfahren war. Sein Heer bestand aus 15000 Mann zu Fuß, aber er hatte keine tausend Pferde. Offenbar hat diese geringe gegen die furchtbare maurische Reiterei so unverhältnißmäßige Reiterzahl ihn von allen Geschichtschreibern als tollkühn verdammen lassen: aber welche Lobpreisungen, wenn er glücklich gewesen wäre! Er ward besiegt von Marocco's altem Beherrscher, Molucco. — Drei Könige kamen um in dieser Schlacht, die beiden maurischen Könige, Oheim und Neffe, und Sebastian. Des bejahrten Königs Molucco Weise zu sterben ist eine der schönsten, deren die Geschichte Erwähnung thut. Er war von einer langwierigen Krankheit ermattet: mitten in der Schlacht fühlte er sich schwach, ertheilte ruhig seine letzten Befehle, und gab den Geist auf, indem er den Finger auf seinen Mund legte, um seinen Hauptleuten zu verstehen zu geben, die Soldaten dürften seinen Tod nicht erfahren. Man kann nicht etwas so Großes mit mehr Einfachheit thun. Es kam niemand aus der besiegten Armee zurück. Dieser außerordentliche Tag hatte eine nicht minder außerordentliche Folge. Zum erstenmal sah man einen Priester, der Cardinal und König war: das war der siebzigjährige Don Henrico, des großen Imanuels Sohn und Sebastians Großonkel. Er erhielt Portugal mit vollem Rechte.

Philipp schickte sofort sich an, ihm nachzufolgen; und damit in dieser Angelegenheit ja alles sonderbar wäre, stellte sich Papst Gregor XIII. in die Zahl der Mitbewerber und behauptete, das Königreich Portugal gehöre dem heiligen Stuhl, indem keine Erben in gerader Linie da wären; aus dem Grunde, sagte er,

weil Alexander III. vor Zeiten den Grafen Alphons zum König gewählt, der sich als Roms Vasallen bekannt habe. Das war ein sonderbarer Grund. Dieser Papst Gregor XIII, Buoncompagno, hatte den Plan oder vielmehr den unbestimmten Gedanken, irgend ein Königreich seinem Bastard Buoncompagno zu geben, zu dessen Gunsten er jedoch nicht den Kirchenstaat zerstükken wollte, wenn dieß gleich mehrere seiner Vorgänger gethan. Anfangs hatte er gehofft, sein Sohn würde das Königreich Irland bekommen, weil Philipp II. Unruhen auf dieser Insel nährte, so wie Elisabeth in den Niederlanden das Feuer schürte: Irland, das die Päpste noch vergaben, mußte nothwendig an sie oder an ihre Kinder fallen, sobald man nur die Beherrscherin Irlands excommunicirt haben würde. Diesem Gedanken fehlte der Erfolg. Der Papst erhielt zwar von Philipp einige Schiffe und einige Spanier, die auf Irland mit Italienern unter der Flagge des heiligen Stuhls landeten; aber man ließ sie über die Klinge springen und die Irländer von ihrer Partei wurden gehangen. Nach dieser etwas unüberlegten und schlecht abgelaufenen Unternehmung wandte Gregor XIII. seine Augen auf Portugal; allein da hatte er es mit Philipp II. zu thun, der mehr Recht als er und mehr Mittel es zu behaupten besaß.

(1580) Der betagte Cardinal-König regierte in der That nur, um der gerichtlichen Verhandlung vorzusitzen, wer sein Erbe seyn sollte. Er starb bald. Ein Maltheserritter, Anton, Prior von Crato, wollte dem König-Priester nachfolgen, der sein väterlicher Oheim, während Philipp II. nur von Mutterseite Heinrichs Neffe war. Weder der Prior noch der Papst erbten. Die Linie Braganza, welche gerechte Ansprüche zu haben schien, war damals so klug oder so furchtsam, sie nicht geltend zu machen: ein Heer von 20,000

Mann bewies Philipps Recht; zu jener Zeit brauchte es keiner größeren Heere. Der Prior, der nicht selbst widerstehen konnte, nahm umsonst seine Zuflucht zum Beistand des Großherrn. Zu diesen Sonderbarkeiten allen fehlte nur noch, daß auch der Papst den Türken anflehte, er möge ihn zum König von Portugal machen.

Philipp führte niemals selbst Krieg, er eroberte Portugal von seinem Cabinette aus. Der alte nach seinen langen Diensten seit zwei Jahren verbannte Herzog von Alba, zurückgerufen gleich einer angeketteten Dogge, die man aufs neue zur Jagd losläßt, beschloß seine Blutbahn, indem er zweimal das kleine Heer des König-Priors schlug, der verlassen von jedermann noch lange Zeit in seinem Vaterlande umherirrte.

Da kam nun Philipp, um sich krönen zu lassen, nach Lissabon, und versprach demjenigen 80,000 Dukaten, der Don Antonio in seine Hände brächte. Die Aechtung war die Waffe, mit der er umzugehen wußte.

(1581) Der Prior von Crato flüchtete sich anfangs nach England mit wenigen Gefährten seines Mißgeschickes, welche entblößt von allem, und heruntergekommen wie er, auf den Knieen ihn bedienten. Dieser von den deutschen Kaisern, die auf das Geschlecht Karls des Großen folgten, angeordnete Brauch ward in Spanien aufgenommen, als im XIII. Jahrhundert der König von Castilien, Alphons X. zum Kaiser gewählt worden war. Die Könige von England haben diesem Beispiel nachgeahmt, obgleich es der stolzen Freiheit der Nation zu widersprechen scheint: die Könige von Frankreich haben es verschmäht, und mit der wirklichen Gewalt sich begnügt: die polnischen Könige wurden an Ceremonientagen auf jene Weise bedient und sind darum nicht unumschränkter.

Elisabeth war nicht in der Lage, für den Prior

von Crato Krieg führen zu können. Philipps unversöhnliche, aber nicht erklärte Feindin, wandte sie allen ihren Fleiß an, ihm zu widerstehen, ihm heimlich Feinde zu erwecken: allein da sie in England nur durch die Liebe des Volkes sich halten, und diese Liebe nur bewahren konnte, indem sie keine neuen Steuern forderte, so war sie außer Stand, Spanien mit Krieg heimzusuchen.

Don Antonio wendet sich an Frankreich. Heinrichs III. Rath stand mit Philipp in demselben Vernehmen von Eifersucht und Furcht, wie der Rath von England: kein Krieg war erklärt, aber eine alte Feindschaft, eine gegenseitige Sucht sich zu schaden, herrschte, und Heinrich III. hatte nur immer zu wählen zwischen den Hugenotten, die einen Staat im Staat ausmachten, und Philipp, der aus dem Staat einen andern machen wollte, indem er beständig den Katholiken seinen gefährlichen Schutz anbot.

Glücklicherweise hatte Katharine von Medicis auf Portugal beinah eben so chimerische Ansprüche als der Papst. Indem Don Antonio diesen Ansprüchen schmeichelte, einen Theil des Königreichs, das er nicht wieder erlangen konnte, und wenigstens die azorischen Inseln versprach, wo er einen großen Anhang hatte, erlangte er durch Katharinens Einfluß eine beträchtliche Hülfe. Man gab ihm 60 kleine Schiffe, und ungefähr 6000 Mann, meistens Hugenotten, die man froh war fern vom Lande zu gebrauchen, und die mehr noch sich freuten, in den Kampf mit Spaniern zu gehen. Die Franzosen, und besonders die Calvinisten, suchten überall den Krieg. Sie folgten damals schaarenweis dem Herzog von Anjou, um ihn in Flandern einzusetzen. Sie schifften voller Fröhlichkeit sich ein, um die Wiedereinsetzung Don Antonio's in Portugal zu versuchen. Man bemächtigte sich Anfangs einer der

Inseln; allein bald erschien die spanische Flotte (1583): sie war der französischen in allem überlegen, an Größe der Schiffe, an Zahl der Truppen; sie bestand aus 12 Rudergaleeren, welche 50 Galionen begleiteten. Es war das erstemal, daß man Galeeren auf dem Ocean sah, und Staunen erregte es, daß man sie auf 300 Meilen weit nach diesen neuen Meeren geführt hatte. Als Ludwig XIV. lange Zeit hernach einige Galeeren in den Ocean laufen ließ, galt dieses Unternehmen für das erste in seiner Art, wenn es dieß gleich nicht war; allein es war gefahrvoller als Philipps II., weil der brittannische Ocean stürmischer wie der atlantische ist.

Diese Seeschlacht war die erste, welche in diesem Theile der Welt geliefert worden. Die Spanier siegten und mißbrauchten ihren Sieg; der Marquis von Santa-Cruz, der Philipps Flotte befehligte, ließ beinah alle französischen Gefangenen durch Henkers Hand umbringen, unter dem Vorwande, weil der Krieg zwischen Spanien und Frankreich nicht erklärt sey, müsse er sie als Seeräuber behandeln. Don Antonio, froh zu entkommen durch die Flucht, ging nach Frankreich, um auf den Knieen sich bedienen zu lassen, und in Armuth zu sterben.

Philipp ist nun Herr nicht nur von Portugal, sondern auch von allen großen Colonieen, welche die Nation in Ost- und Westindien besaß. Er erstreckte seine Herrschaft bis ans Ende von Amerika und Asien, und vermochte Holland nicht zu überwältigen.

(1584) Eine Gesandtschaft von 4 japanischen Königen schien dieser überragenden Größe damals die Krone aufzusetzen, welche für den ersten Monarchen Europas ihn ansehen hieß. Die christliche Religion machte in Japan große Fortschritte; und die Spa-

nier durften sich schmeicheln, wie ihre Religion, so ihre Macht dort festzusetzen.

Philipp hatte in der Christenheit den Papst, als Oberlehnsherrn seines Königreichs Neapel, zu schonen; Frankreich immer in Zwiespalt zu erhalten, was ihm mittelst der Ligue und durch seine Schätze gelang; Holland zu demüthigen, und vor allem England zu veruneinigen. Alle diese Getriebe ließ er auf einmal wirken; und die Ausrüstung seiner unüberwindlichen Flotte zeigte bald, daß England zu erobern viel mehr als es zu ängstigen seine Absicht war.

Die Königin Elisabeth gab ihm Gründe genug dazu; sie nahm öffentlich die Verbündeten der Niederlande in ihren Schutz. Franz Drack, damals bloßer Schiffsrheder, hatte mehrere spanische Besitzungen in Amerika geplündert, die magellanische Meerenge durchschifft, und war nach seiner Erdumsegelung, beladen mit Beute 1580 nach London zurückgekehrt. Ansehnlicher als diese Gründe war der Vorwand, den ihm die Gefangenschaft der seit 18 Jahren gegen das Völkerrecht eingesperrten Maria Stuart, Königin von Schottland, gab: sie hatte für sich alle Katholiken der Insel; sie hatte ein sehr offenbares Recht auf England, ein Recht, das sie von Heinrich VII. durch eine Geburt herleitete, deren Rechtmäßigkeit nicht bestritten war, wie die der Elisabeth. Für sich selbst konnte Philipp dem leeren Titel eines Königs von England, den er getragen hatte, Nachdruck geben; und endlich mußte die Unternehmung, die Königin Maria zu befreien, nothwendig den Papst und alle Katholiken Europas in sein Interesse ziehen.

Hundert und sechs und sechzigstes Kapitel.

Philipps II. Versuch in England einzudringen. Die unbesiegbare Flotte. Philipps II. Macht in Frankreich. Untersuchung über den Tod des Don Carlos, u. s. w.

Mit diesem Plane rüstet Philipp jene gewaltige Flotte aus, welcher eine andere Bewaffnung in Flandern, und die Empörung der Katholiken in England zur Hand gehen sollte. Das eben brachte der Königin Maria Stuart den Untergang (1587), und führte sie auf ein Schaffott, statt sie zu befreien. Es blieb Philipp nur noch übrig, um sie zu rächen, England für sich selbst zu nehmen; worauf dann Holland's Unterwerfung und Bestrafung ihm nicht entgehen konnte.

Peru's Gold hatten alle diese Zurüstungen erfordert. Hundert funfzig große Schiffe stark, mit 20,000 Soldaten, nahe an 3000 Kanonen, nahe an 7000 Mann Schiffsvolk, die bei Gelegenheit mitkämpfen konnten, läuft die unbesiegbare Flotte vom Hafen von Lissabon aus (1588). Ein Heer von 30,000 Streitern, in Flandern durch den Herzog von Parma zusammengebracht, erwartet nur den Augenblick, um auf schon bereiten Frachtbarken nach England überzusetzen, und sich mit den Truppen zu vereinigen, die Philipps Flotte trug. Die englischen Schiffe, viel kleiner als die spanischen, durften dem Andrang dieser schwimmenden Festungen nicht widerstehen, deren einige ihre 3 Fuß dicken, dem groben Geschütz un-

durchdringlichen Wasserwände hatten. Jedoch nichts gelang an dieser ganzen, so wohl ausgedachten Unternehmung. In kurzer Zeit halten hundert englische, obschon kleine Schiffe, diese furchtbare Flotte auf: einige spanische Fahrzeuge erobern sie; mit acht Brandern zerstreuen sie alle übrigen. Dann kämpft der Sturm für England mit; die Unbesiegbare, an Zeelands Küsten geworfen, ist dem Scheitern nah. Des Herzogs von Parma Heer, das nur begünstigt von der spanischen Flotte unter Segel gehen konnte, bleibt unnütz. Besiegt durch der Engländer und durch der Winde Macht, ziehen Philipps Schiffe sich in die nordischen Meere zurück; einige waren an den Küsten von Zeeland gescheitert, andere an den Klippen der orkadischen Inseln und an Schottlands Küsten zerschmettert; andere schiffbrüchig in Irland. Dort metzelten die Bauern die der Meereswuth entronnenen Soldaten und Matrosen nieder; und der Vicekönig von Irland machte sich dem Barbaren gleich, indem er, was von jenen übrig blieb, aufhängen ließ. Kurz, nach Spanien kamen nur 50 Schiffe zurück, und von ungefähr 30,000 Mann, welche die Flotte getragen hatte, ließen Schiffbruch, Geschütz, Schwert der Engländer, Wunden und Krankheiten, nicht sechs tausend ihre Heimath wiedersehen.

Noch herrscht in England über diese unbesiegbare Flotte eine sonderbare Einbildung; es giebt da kaum einen Handelsmann, der es seinen Lehrlingen nicht oft wiederholt, daß es ein Kaufmann, Namens Gresham, gewesen, der das Vaterland errettete, indem er die Ausrüstung der spanischen Flotte verzögerte, und die der englischen beschleunigte. So, sagt man, fing er dieses an: Das spanische Ministerium schickte Wechselbriefe nach Genua, um die Kriegsrüstungen in den italienischen Häfen zu bestreiten: Gresham, welches

der bedeutendste Kaufmann in England war, zog zu gleicher Zeit auf Genua, und drohte seinen Correspondenten, niemals wieder mit ihnen Geschäfte zu machen, wenn sie die spanischen Papiere den seinigen vorzögen. Der Kaufmann zog alles Geld aus Genua weg; es blieb keines mehr für Philipp II. übrig, und seine Bewaffnung blieb ein halbes Jahr lang ausgesetzt. Dieses lächerliche Mährchen wird in 20 Büchern wiederholt; man hat es sogar öffentlich auf den Londoner Bühnen ausgegeben: allein verständige Geschichtschreiber haben sich nie durch diese alberne Fabel entehrt. Jedes Volk hat seine aus Eigenliebe ersonnenen Mährchen: glücklich, wenn das Menschengeschlecht niemals mit abgeschmackteren und gefährlicheren Mährchen eingewiegt worden wäre.

Die blühende Armee von 30,000 Mann, welche der Herzog von Parma hatte, unterjochte Holland eben so wenig, als die unüberwindliche Flotte England erobert hatte. Holland, das sich so leicht durch seine Canäle, seine Deiche, seine schmalen Heerstraßen, mehr noch durch ein seine Freiheit vergötterndes Volk vertheidigte, das unter dem Prinzen von Oranien ganz kriegerisch geworden war, hätte auch gegen ein mächtigeres Heer Stand halten können.

Nur Philipp II. konnte nach so großen Unfällen noch furchtbar seyn. Amerikas und Asiens Schätze gaben ihm eine Gewalt, vor welcher seine Nachbarn zittern mußten: und nachdem er auf England fehlgeschlagen, war er auf dem Punkt, aus Frankreich eine seiner Provinzen zu machen.

Selbst zur Zeit, da er Portugal eroberte, den Krieg in Flandern unterhielt und England angriff, belebte er in Frankreich diese heilig genannte Ligue, welche den Thron umstürzte und den Staat zerriß; und indem wiederum er selbst Zwiespalt in diese Ligue, die

er beschützte, brachte, war er dreimal daran, unter dem Namen eines Schutzherrn mit der Gewalt, alle Stellen zu vergeben, als Gebieter von Frankreich anerkannt zu werden. Die Infantin Eugenia, seine Tochter, sollte Königin unter seinen Befehlen seyn, und als Brautschatz die Krone Frankreichs ihrem Gemal zubringen. Diesen Vorschlag hatte ihm die Partei der Sechzehn schon im Jahre 1589, nach der Ermordung Heinrichs III. gethan. Das Oberhaupt der Ligue, der Herzog von Maienne, konnte blos dadurch ihn vereiteln, daß er sagte, weil die Ligue der Religion ihr Daseyn verdanke, „so könne der Titel eines Schutzherrn von Frankreich nur dem Papst zukommen." Philipps Botschafter in Frankreich trieb diese Unterhandlung sehr weit, ehe 1593 die pariser Stände sich versammelten. Man berieth sich lange über die Mittel, das Salische Gesetz abzuschaffen, und endlich wurde die Infantin den Ständen von Paris als Königin vorgeschlagen.

Philipp gewöhnte unmerklich die Franzosen an die Abhängigkeit von ihm; denn auf der einen Seite schickte er der Ligue so viel Hülfe, daß sie nicht unterliegen, allein nicht so viel, daß sie sich unabhängig machen konnte: auf der andern Seite bewaffnete er gegen Frankreich seinen Schwiegersohn, Karl Imanuel von Savoyen; er unterhielt Truppen für ihn; er verhalf ihm dazu, sich vom Parlament der Provence als Schutzherrn anerkennen zu lassen; auf daß Frankreich, durch dieses Beispiel kirre gemacht, Philipp für den Schutzherrn des ganzen Königreichs anerkennte; es war wahrscheinlich, daß Frankreich hierzu gezwungen würde. Der spanische Botschafter herrschte schon wirklich in Paris, indem er Ehrengehalte verschwendete. Die Sorbonne und alle geistlichen Orden gehörten zu seinem Anhang. Nicht wollte er Frank-

reich erobern wie Portugal, sondern zwingen wollte er Frankreich, daß es ihn bäte, es zu beherrschen.

(1590) In dieser Absicht schickt er aus der Tiefe der Niederlande Alexander Farnese dem durch Heinrichs IV. siegreiche Waffen bedrängten Paris zu Hülfe; und in dieser Absicht ruft er ihn zurück, nachdem Farnese durch seine trefflichen Märsche, ohne Schwertstreich, die Hauptstadt des Königreichs befreit hat. Hernach, wie Heinrich IV. Rouen belagert, schickt er noch einmal denselben Herzog von Parma zum Entsatze.

(1591) Sehr wunderbar war es nun, daß als Philipp mächtig genug war, so über das Schicksal des Krieges in Frankreich zu entscheiden, es dem Prinzen Moritz von Oranien und den Holländern gleichfalls nicht an Macht gebrach, sich ihm zu widersetzen, und Heinrich IV. Hülfe zu schicken, sie, die man 10 Jahre zuvor in Spanien nur für unnahmhafte Meutler, die dem Gerichte nicht entgehen könnten, ansah. Sie schickten dem Könige von Frankreich 3000 Mann: darum jedoch befreite der Herzog von Parma Rouen nicht weniger, als er Paris befreit hatte. Sodann ruft Philipp ihn aufs neue zurück; und seine Hülfe der Ligue immer gebend und entziehend, immer sich nothwendig machend, spannt er seine Garne rings um die Gränzen und im Herzen des Königreichs aus, um dieses in Zwiespalt zerfallene Land in dem unvermeidlichen Netze seiner Herrschaft aufzufangen.

Schon hatte er durch die Gewalt der Waffen in einem großen Theil der Bretagne, sein Schwiegersohn, der Herzog von Savoyen, in der Provence und einem Theil des Dauphiné festen Fuß gefaßt. Der Weg stand den spanischen Heeren immer offen, von Arras nach Paris, und von Fontarabie an die Loire; Philipp war so überzeugt, daß Frankreich ihm nicht entgehen könne, daß in seinen Unterhaltungen mit dem

Abgesandten des Herzogs von Maienne, dem Präsidenten Jeannin, er immer sagte: „Meine Stadt Paris, „meine Stadt Orleans, meine Stadt Rouen."

Der Hof zu Rom, der ihn fürchtete, war jedoch genöthigt, ihm an die Hand zu gehen; und die Waffen der Religion stritten ohne Unterlaß für ihn: es kostete ihn blos das zur Schau Tragen eines großen Eifers. Dieser Aushängemantel eines Eifers für die katholische Religion war auch der Vorwand zu der Zerstörung von Genf, an welcher er gleichzeitig arbeitete. Schon 1589 ließ er eine Armee, unter den Befehlen seines Schwiegersohns Karl Imanuel von Savoyen, ausrücken, um Genf und die zunächst darum gelegenen Länder zu demüthigen: allein arme, durch Freiheitsliebe über sich selbst erhobene Völker sind immer die Klippe dieses reichen und mächtigen Monarchen gewesen. Die Genfer, mit dem bloßen Beistand der Cantone Zürich und Bern, und 300 Soldaten von Heinrich IV., behaupteten sich gegen die Schätze des Schwiegervaters und gegen die Waffen des Schwiegersohns. Dieselben Genfer befreiten, 1602, ihre Stadt aus den Händen des nehmlichen Herzogs von Savoyen, nachdem er sie mitten im Frieden unvorsehens mit Sturmleitern erstiegen hatte, und sie schon der Plünderung preis gab; ja sie waren so kühn, dieses Unternehmen eines Landesherrn als Raub zu bestrafen und 13 vornehme Offiziere aufhängen zu lassen, die, weil es ihnen mißlungen war, Eroberer zu seyn, als nächtliche Diebe behandelt wurden.

So unterhielt denn Philipp, ohne aus seinem Kabinette zu kommen, fortwährend und gleichzeitig Krieg in den Niederlanden gegen den Prinzen Moritz, in beinah allen Provinzen Frankreichs gegen Heinrich IV., zu Genf und in der Schweiz, und zur See gegen die Engländer und Holländer. Was war die Frucht aller dieser weitsichtigen Unternehmungen, wel-

che so lange Zeit Europa in Schrecken hielten? Heinrich IV. brachte, indem er in die Messe ging, in einer Viertelstunde ihn um den Besitz von Frankreich. Die Engländer, die, durch ihn selbst auf dem Meere kriegsgeübt, ebenso gute Matrosen als die Spanier geworden waren, verheerten seine Besitzungen in Amerika (1593); der Graf von Essex steckte seine Galionen und seine Stadt Cadix in Brand (1596). Endlich nachdem Philipp Frankreich aufs neue gequält, nachdem Amiens durch Ueberfall weggenommen und durch Heinrichs IV. Tapferkeit wieder gewonnen worden, war er genöthigt, den Frieden von Vervins zu schließen, und denjenigen als König von Frankreich anzuerkennen, den er nie anders als den Prinzen von Bearn genannt hatte.

Besonders bemerkt werden muß, daß er in diesem Frieden die Stadt Calais an Frankreich herausgab (1598), welche der Erzherzog Albrecht, Gouverneur der Niederlande, im Laufe der Mißgeschicke Frankreichs weggenommen hatte, und daß man in diesem Vertrag keine Erwähnung der von Elisabeth behaupteten Rechte that, die weder diese Stadt bekam, noch die 800,000 Kronen-Thaler, die man nach dem Vertrage von Château-Cambresis ihr schuldig war.

Philipps Macht war nun wie ein großer Strom, der in sein Bett zurückgetreten, nachdem er weit und breit die Gefilde überschwemmt hatte. Philipp blieb der erste Machthaber von Europa. Elisabeth und vor allen Heinrich IV. hatten persönlichen Ruhm: Philipp aber behielt bis auf den letzten Augenblick dieses große Uebergewicht, welches ihm die Unermeßlichkeit seiner Länder und seiner Schätze verliehen. 3000 Millionen unserer Livres, die ihm seine despotische Grausamkeit in den Niederlanden und seine Herrschsucht in Frankreich kosteten, machten ihn nicht

arm; Amerika und Ostindien waren immerfort unerschöpflich für ihn: nur geschah es, daß gegen seine Absicht seine Schätze Europa bereicherten. Was seine Ränke in England, Frankreich und Italien verschwendeten, was seine Kriegsrüstungen in den Niederlanden ihn kosteten, vermehrte den Reichthum der Völker, die er unterjochen wollte; der Preis der Lebensmittel stieg fast überall auf das Doppelte, und Europa ward reich durch den Schaden, den er ihm zugedacht hatte.

Er hatte ungefähr 30 Millionen Dukaten in Gold jährlicher Einkünfte, ohne daß er seinen Völkern neue Steuern aufzulegen brauchte: das war mehr als das Einkommen der gesammten Monarchen der Christenheit. Dieß setzte ihn in den Stand, mehr denn ein Königreich zu erhandeln, nicht aber, sie zu erobern. Elisabeths muthiger Geist, Heinrichs IV. und der oranischen Prinzen Tapferkeit siegten über seine Schätze und über seine Ränke; allein, wenn man die Plünderung von Cadix ausnimmt, so war Spanien zu seiner Zeit stets ruhig und stets glücklich.

Die Spanier genossen einen ausgezeichneten Vorrang vor allen übrigen Völkern: ihre Sprache redete man in Paris, in Wien, in Mailand, in Turin: ihre Moden, ihre Weise im Denken und Schreiben unterjochten die vorzüglichsten Geister der Italiener: und seit Karl V. bis zum Anfang der Regierung Philipps III. besaß Spanien ein Ansehen, das den andern Völkern abging.

Zur Zeit seines Friedensschlusses mit Frankreich gab er die Niederlande und die Grafschaft Burgund seiner Tochter Klara Eugenie, die er nicht hatte zur Königin machen können, zum Brautschatz, und als heimfallendes Lehn an die Krone Spanien, beim Mangel an Nachkommenschaft.

Philipp starb bald darauf (1598) im Alter von 71 Jahren, in diesem weiten Escurialpalast, den er, falls seine Generale die Schlacht von Saint-Quentin gewönnen, zu bauen gelobt hatte: als wenn Gott daran gelegen wäre, daß der Kronfeldherr von Montmorenci oder Philibert von Savoyen Sieger würde, und als wenn die Gunst des Himmels sich durch Gebäude erkaufte!

Die Nachwelt hat diesen Fürsten in die Reihe der mächtigsten, aber nicht der größten Könige gestellt. Man nannte ihn den Dämon des Mittags, weil aus der Tiefe Spaniens, das im Mittag von Europa liegt, er alle andere Staaten in Angst jagte.

Wenn, nachdem Sie auf dem Schauplatz der Regierung ihn beobachtet, Sie ihn im Häuslichen betrachten, so sehen Sie in ihm einen harten und mißtrauischen Gebieter, einen grausamen Liebhaber und Gatten, und einen unbarmherzigen Vater.

Ein großes Ereigniß seines häuslichen Lebens, das noch heute die Neugierde der Welt beschäftigt, ist der Tod seines Sohnes Don Carlos. Niemand weiß, wie dieser Prinz gestorben ist: sein Leib in den Gewölben des Escurials, ist von seinem Haupte getrennt. Man sagt, das Haupt sey nur deshalb getrennt, weil der bleierne Sarg, der den Leib einschließt, zu klein sey. Das ist ein sehr schwachsinniges Vorgeben; man durfte nur einen längern Sarg machen. Wahrscheinlicher ist es, daß Philipp seinen Sohn enthaupten ließ. In der Lebensbeschreibung Peters I. wird der Welt mitgetheilt, Peter habe sich, als er seinen Sohn zum Tode verurtheilen wollte, aus Spanien die Akten des Prozesses von Don Carlos kommen lassen: allein weder diese Akten noch das Todesurtheil dieses Prinzen sind vorhanden; man kennt eben so wenig sein Verbrechen als seine Todes-

art: es ist weder erwiesen noch wahrscheinlich, daß sein Vater ihn durch die Inquisition verurtheilen lassen; alles was man weiß, ist, daß im Jahr 1568 sein Vater selbst auf seiner Stube ihn in Haft nahm, und daß er seiner Schwester der Kaiserin schrieb: „er habe an seinem Sohn, dem Prinzen, gar kein „Hauptlaster, noch irgend ein entehrendes Verbrechen „entdeckt, und ihn nur zu seinem und des Königreichs „Besten einsperren lassen." Zugleich schrieb er das gerade Gegentheil an den Papst Pius V.; in seinem Brief vom 29. Januar 1568 sagt er ihm: „seit sei„ner zartesten Kindheit habe die Macht einer laster„haften Anlage in Don Carlos alle väterlichen Leh„ren erstickt." Neben diesen Briefen, in welchen Philipp von der Verhaftung seines Sohnes Rechenschaft giebt, sieht man keine, worin er über dessen Tod sich rechtfertigte; und schon durch diesen Umstand, verbunden mit den Gerüchten, die in Europa gang und gebe sind, wird man zu glauben veranlaßt, daß in Wahrheit Philipp sich eines Sohnesmordes schuldig machte. Sein Stillschweigen bei allem diesem öffentlichen Gerede rechtfertigte auch die, welche behaupteten, die Ursache dieses entsetzlichen Ereignisses sey die Liebe des Don Carlos zu seiner Stiefmutter Elisabeth von Frankreich, und die Neigung dieser Königin zu dem jungen Prinzen gewesen. Nichts war wahrscheinlicher: an einem galanten und üppigen Hofe war Elisabeth aufgewachsen; Philipp II. war von lauter Liebeshändeln eingesponnen; Galanterie machte das Wesen eines Spaniers aus: auf allen Seiten trat einem das Beispiel der Untreue entgegen. Es war natürlich, wenn Don Carlos und Elisabeth, ungefähr von demselben Alter, einander liebten; der unerwartete, dem des Prinzen eilig nachfolgende Tod der Königin bestätigte jenen Verdacht.

Ganz Europa glaubte, daß Philipp sein Weib und seinen Sohn seiner Eifersucht geopfert habe; und um so zuversichtlicher, als einige Zeit nachher eben jener eifersüchtige Geist ihn zu dem Vorsatz brachte, seinen Nebenbuhler bei der Prinzessin Eboli, den bekannten Anton Peres, durch Henkershand umbringen zu lassen. So lautet die Klage, welche der Prinz von Oranien vor dem Richterstuhl der Welt gegen ihn erhoben hat: befremden muß es sehr, daß Philipp nicht wenigstens durch die käuflichen Federn in seinem Königreich darauf antworten ließ, und daß niemand in Europa den Prinzen von Oranien widerlegt hat. Vollständige Ueberführungen sind dieses nicht, jedoch die stärksten Verdachtsgründe: und die Geschichte darf sie als solche darzustellen nicht vernachlässigen, da das Urtheil der Nachwelt der einzige Damm gegen die vom Glück begünstigte Zwingherrschaft ist.

Hundert und sieben und sechzigstes Kapitel.

Die Engländer unter Eduard VI., Maria und Elisabeth.

Die Engländer hatten weder jenes glänzende Glück der Spanier, noch jenen Einfluß an den übrigen Höfen, noch jene ausgedehnte Macht, durch welche Spanien so gefährlich war; aber eine Größe anderer Art erlangten sie durch Meer und Handel. Sie erkannten ihr eigentliches Element, und dieses schon machte

sie glücklicher, als alle fremden Besitzungen und Siege ihrer alten Könige. Roh und schwach war unter diesen Königen das Volk geblieben: wenn sie statt auf dem englischen, auf dem französischen Throne saßen, so würden sie England leicht zur Provinz gemacht und in Knechtschaft erhalten haben. Dieses Volk, das zu bilden so viel Mühe kostete, und das so leicht von dänischen und sächsischen Seeräubern und einem Herzog der Normannen erobert wurde, war unter den Fürsten wie Eduard III. und Heinrich V. nur das grobe Werkzeug ihrer vorübergehenden Größe gewesen; unter Elisabeth ward es ein mächtiges, Gesetze achtendes, betriebsames, fleißiges und unternehmendes Volk. Die Seefahrten der Spanier hatten ihren Wetteifer rege gemacht; auf drei nach einander folgenden Reisen suchten sie eine Fahrt nach Japan und China durch den Norden. Drack und Candish umsegelten die Erdkugel, und griffen aller Orten dieselben Spanier an, welche sich bis an die beiden Enden der Welt ausdehnten. Gesellschaften, die keine andere Stütze als sich selbst hatten, trieben sehr vortheilhaften Handel auf den Küsten von Guinea. Ohne alle Hülfe der Regierung warf und befestigte der berühmte Ritter Raleig die Grundlagen der englischen Colonieen in Nordamerika, i. J. 1585. Diese Unternehmungen brachten bald das beste Seewesen von Europa zu Wege: das zeigte sich deutlich, als sie gegen die unbesiegbare Flotte Philipps II. mit hundert Schiffen in See stachen; hernach Spaniens Küsten angriffen, seine Fahrzeuge zerstörten und Cadix in Brand steckten; und als sie endlich, noch furchtbarer geworden, i. J. 1602 die erste Flotte, die Philipp III. segeln ließ, schlugen, und von der Zeit an eine Ueberlegenheit gewannen, die sie fast niemals mehr sich entzogen sahen.

Gleich in den ersten Jahren von Elisabeths Regierung befleißigten sie sich der Manufacturen. Die von Philipp II. verfolgten Flamänder bevölkerten London, machten es betriebsam und bereicherten es.

London, ruhig unter Elisabeth, pflegte selbst mit Erfolg die schönen Künste, welche das Kennzeichen und die Frucht der Wohlhabenheit sind. Spencer und Shakespeare, die damals blühten, haben ihren Namen auf die übrigen Nationen gebracht. London vergrößerte, gesittete, verschönerte sich; endlich bot die Hälfte dieser Insel Großbrittannien der spanischen Größe das Gleichgewicht. Die Engländer waren das zweite Volk in ihrer Betriebsamkeit: in Betracht ihrer Freiheit waren sie das erste. Schon unter dieser Regierung gab es für den Handel mit dem Osten und dem Norden eigene Gesellschaften. Den Feldbau fing man in England an als das vorzüglichste Gut zu betrachten; während man in Spanien dieses wahre Gut gegen Schätze der bloßen Uebereinkunft hintanzusetzen begann. Der Handel mit den Schätzen der neuen Welt bereicherte den König von Spanien; aber in England waren die Lebensmittel ein für die Bürger vortheilhafter Erwerbszweig. Ein schlichter Kaufmann in London, Namens Gresham, von dem wir gesprochen haben, besaß damals Reichthum und Sinn für Bürger-Adel genug, um auf seine Kosten die Londoner Börse und ein Gymnasium, das seinen Namen trägt, zu erbauen. Mehrere andere Bürger stifteten Spitäler und Schulen. Hierin eben äußerte die Freiheit ihre schönste Wirkung, daß bloße Privatleute dasjenige vollbrachten, was heut zu Tage Könige thun, falls ihre Verwaltung glücklich ist.

Die Einkünfte der Königin Elisabeth überstiegen kaum 600,000 Pfund Sterling, und die Zahl ihrer Unterthanen belief sich auf nicht viel mehr als 4 Mil-

lionen Einwohner. Spanien allein enthielt damals noch einmal so viel. Und doch vertheidigte Elisabeth sich immer mit Erfolg, und erwarb sie sich den Ruhm, daß sie zur selben Zeit den Holländern ihren Freistaat begründen, und Heinrich IV. sein Königreich erobern half.

Um Sie mit Elisabeths Leben und Regierung bekannt zu machen, muß ich in wenigen Worten auf die Zeiten Eduards VI. und Mariens zurückgehen.

Diese Königin, geboren i. J. 1533, ward in der Wiege für die legitime Erbin des Königreichs England und kurze Zeit darauf für eine Bastardtochter erklärt, als ihre Mutter Anna Bouleyn vom Throne auf das Schaffot überging. Ihr Vater, der 1547 sein Leben endete, starb als Tyrann, wie er gelebt hatte. Noch auf seinem Todbette befahl er Hinrichtungen an, aber immer durch den Mund der Gesetze. Den Herzog von Norfolck und seinen Sohn ließ er blos unter dem Vorwande zum Tode verurtheilen, daß auf ihrem Geschirr das Wappen Englands stände. Der Vater fand zwar Gnade, am Sohn aber wurde das Urtheil vollstreckt. Man muß gestehen, daß, wenn die Engländer dafür bekannt sind, daß sie sich wenig aus dem Leben machen, ihre Regierung sie ihrem Geschmacke gemäß behandelt hat. Die Herrschaft des jungen Eduards VI., Sohnes von Heinrich VIII. und der Johanna Seymour, war nicht frei von diesen blutigen Trauerspielen. Sein Oheim, Thomas Seymour, Admiral von England, ward enthauptet, weil er sich mit dem Schutzherrn des Königreichs, seinem Bruder Eduard Seymour, Herzog von Sommerset, veruneint hatte; und bald darauf verlor auf die nehmliche Art der Herzog von Sommerset selbst sein Leben. Diese Regierung Eduards VI., die nur 5 Jahre dauerte, war eine Periode des Aufstandes und der Unruhen,

während welcher die Nation protestantisch war oder schien. Die Krone hinterließ er keiner seiner Schwestern Maria und Elisabeth, sondern der Johanna Gray, Abkömmlingin von Heinrich VII., Enkelin von Ludwigs XII. Wittwe und einem schlichten Edelmann, Brandon, der zum Herzog von Suffolck erwählt wurde. Diese Johanna Gray war die Frau eines Lords Gilfort, und Gilfort der Sohn des unter Eduard VI. allmächtigen Herzogs von Northumberland. Eduards VI. Testament, das Johanna Gray den Thron gab, bereitete ihr nur ein Schaffot; sie wurde zwar in London zur Königin ausgerufen (1533), allein die Partei und das Recht Mariens, der Tochter Heinrichs VIII. und Katharinens von Arragonien, gewannen die Oberhand, und das erste, was diese Königin nach Abschluß ihres Ehevertrags mit Philipp that, war, daß sie ihre Nebenbuhlerin zum Tode verurtheilen ließ (1554), eine 17jährige Fürstin voll Anmuth und Unschuld, auf der kein anderes Verbrechen lastete, als daß sie in Eduards Testament ernannt war: umsonst entkleidete sie sich dieser verhängnißvollen Würde, die sie nur 9 Tage behielt: sie wurde zur Richtstatt geführt, ebenso wie ihr Gatte, ihr Vater und ihr Schwiegervater. Dieß war in weniger als 20 Jahren die dritte Königin von England, die auf dem Schaffote starb. Die protestantische Religion, in welcher sie geboren war, war die Hauptursache ihres Todes. Die Scharfrichter hatten in dieser Revolution weit mehr zu thun, als die Soldaten. Parlamentsschlüsse gaben die Form zu allen jenen Grausamkeiten her. Blutdürstige Zeiten hat es bei allen Völkern gegeben: jedoch beim englischen Volke sind mehr erlauchte Häupter auf das Schaffot getragen worden, als im ganzen übrigen Europa zusammen genommen. Ein Charakterzug dieser Nation

war es, Mordthaten gerichtlich zu begehen: Londons Thore rochen von an die Mauer gehefteten Menschenschädeln, auf ganz dieselbe Art, wie die Tempel von Mexiko.

Hundert und acht und sechzigstes Kapitel.

Die Königin Elisabeth.

Elisabeth wurde anfangs von ihrer Schwester, der Königin Maria, eingesperrt. Sie wandte eine ihr Alter übertreffende Klugheit und eine außer ihrem Charakter liegende Schmeichelei an, um ihr Leben zu erhalten. Diese Prinzessin, welche nachher Philipp II. ausschlug, als sie Königin war, wollte damals den Grafen von Devonshire Courtenai heirathen; und aus den Briefen, die von ihr übrig sind, scheint es, daß sie viele Neigung zu ihm hatte: eine solche Verbindung wäre nicht außer der Ordnung gewesen; Sie sehen die zum Thron bestimmte Johanna Gray mit dem Lord Gilfort sich vermählen; Maria, die verwittwete Königin von Frankreich, aus dem Bette Ludwigs XII. in die Arme des Ritters Brandon übergehen. Englands ganzes Königshaus stammte von einem einfachen Edelmann, Namens Tudor, ab, welcher die Wittwe Heinrichs V., Tochter des französischen Königs Karl VI., geheirathet hatte: und ehe noch in Frankreich die Könige die große Macht gewonnen hatten, zu der sie in der Folge kamen, trug die Wittwe Ludwigs des Dicken gar kein Bedenken, sich mit Mathias von Montmorenci zu verehlichen.

Elisabeth machte in ihrem Gefängniß und in dem Zustand der Verfolgung, worin sie immerdar unter Maria lebte, ihre Ungnade sich zu Nutzen; sie bildete ihren Geist, erwarb sich Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften: allein von allen Künsten, in denen sie Meisterin war, war die Behutsamkeit ihres Verhaltens zu ihrer Schwester, den Katholiken und den Protestanten, die Kunst sich zu verstellen und regieren zu lernen, die größte.

(1559) Kaum war sie zur Königin ausgerufen, als Philipp II., ihr Schwager, um ihre Hand ansuchte. Hätte sie ihn geheirathet, so liefen Frankreich und Holland Gefahr, erdrückt zu werden: allein sie haßte Philipps Religion, liebte ihn selbst nicht, und strebte zu gleicher Zeit nach dem Triumph geliebt zu werden, und nach dem Glücke, unabhängig zu seyn. Da sie unter ihrer katholischen Schwester eingesperrt worden, so war ihr erster Gedanke, sobald sie auf dem Throne saß, das Königreich protestantisch zu machen. Sie ließ jedoch durch einen katholischen Bischof sich krönen, um nicht gleich anfangs die Gemüther scheu zu machen. Ich bemerke, daß sie von Westminster an den Londoner Schlosse in einem Wagen fuhr, dem hundert andere folgten. Nicht als ob damals die Wagen in Aufnahme gekommen wären; es war dieß nur ein vorübergehender Prunk.

Unmittelbar darauf rief sie ein Parlament zusammen, welches die anglicanische Religion, so wie sie heut zu Tage ist, einführte, und das dem Landesherrn die kirchliche Obergewalt, den Zehnten der geistlichen Güter und den erstjährigen Ertrag der Pfründen ertheilte.

So bekam denn Elisabeth den Titel eines Oberhaupts der anglicanischen Religion. Viele Schriftsteller, und besonders die Italiener, haben diese Würde

an einer Frau lächerlich gefunden; allein sie durften bedenken, daß diese Frau auf dem Throne saß, daß ihr alle Rechte zukommen mußten, welche die Gesetze des Landes mit dem Throne verbunden hatten; daß vormals die Gebieter aller bekannten Nationen die Oberaufsicht in Religionssachen hatten, daß die römischen Kaiser die oberste Priesterwürde bekleideten: daß, wenn heut zu Tage in einigen Ländern die Kirche den Staat beherrscht, es viele andere giebt, wo der Staat der Kirche befiehlt. Wir haben in Rußland vier Kaiserinnen nach einander der Synode vorsitzen sehen, welche die unumschränkte Patriarchengewalt vertritt. Eine Königin von England, die einen Erzbischof von Cantorberi ernennt, und ihm Gesetze vorschreibt, ist nicht belachenswerther als eine Aebtissin von Fontevraud, welche Priore und Pfarrer ernennt und sie einsegnet: mit einem Wort, ein jedes Land hat seine Weise.

Alle Fürsten müssen sich erinnern und die Bischöfe nie das Andenken verlieren an jenen Brief Elisabeths an Heaton, Bischof von Ely.

„Hochmüthiger Prälat,

Ich vernehme, daß ihr den Abschluß der Sache, die ihr übernommen habt, verzögert: ist's euch denn unbekannt, daß ich, die euch erhoben habe, euch eben so ins Nichts zurückschleudern kann? Erfüllt aufs schnellste eure Verbindlichkeit, oder ihr steigt von eurem Stuhl herunter.

Eure Freundin so lange ihr es verdient.

Elisabeth.“

Hätten die Fürsten und Obrigkeiten von jeher eine so feste Regierung einführen können, daß sie ungestraft

solche Briefe schreiben durften, so wäre für die Zwiste der weltlichen Herrschaft und des Priesterthums niemals Blut geflossen.

Die anglicanische Religion behielt das Erhabene der römischen Ceremonien und den strengen Ernst des Lutherthumes bei. Bemerken Sie, daß unter den 9400 Pfründnern, die England enthielt, nur 14 Bischöfe, 50 Domherrn und 80 Pfarrer, den neuen Glauben ablehnend, katholisch blieben und ihre Pfründen verloren. Wenn man bedenkt, daß seit Heinrich VIII. die englische Nation viermal ihre Religion veränderte, so erstaunt man, daß ein so freies Volk sich hierin so gehorsam zeigte, und daß ein Volk von solcher Festigkeit hierin so unbeständig war. Die Engländer glichen den Schweizercantonen, welche von ihrer Obrigkeit die Entscheidung, was sie glauben sollten, erwarteten. Ein Parlamentsschluß gilt den Engländern alles; sie lieben das Gesetz, und man kann nur durch die Gesetze eines Parlaments sie leiten, welches aus sich selbst spricht oder zu sprechen scheint.

Seines katholischen Glaubens wegen ward niemand verfolgt, die aber streng bestraft, welche Gewissenssachen halber den Staat in Aufruhr bringen wollten. Die Guise, die sich damals der Religion als Vorwand zur Begründung ihrer Macht in Frankreich bedienten, ermangelten nicht, dieselben Waffen zu gebrauchen, um ihre Nichte, Maria Stuart, Königin von Schottland, auf den englischen Thron zu setzen. Ueber Frankreichs Finanzen und Heere gebietend, schickten sie Truppen und Geld nach Schottland, unter dem Vorwande, den schottischen Katholiken gegen die schottischen Protestanten beizustehn. Maria Stuart, Gemalin Franz II. von Frankreich, nahm unumwunden den Titel einer Königin von England als Descendentin Heinrichs VII. an. Alle Katholiken von England,

Schottland, Irland waren für sie gestimmt. Elisabeths Thron stand noch nicht fest. Religionsintriguen konnten ihn umstürzen: diesen ersten Sturm zerstreut Elisabeth; sie schickt den schottischen Protestanten eine Armee zu Hülfe und zwingt die Regentin Schottlands, der Maria Stuart Mutter, in einem Vertrag Gesetze von ihr anzunehmen, und die französischen Truppen innerhalb 20 Tagen nach Hause zu schicken.

Franz II. stirbt: sie nöthigt seine Wittwe Maria Stuart, dem Titel einer Königin von England zu entsagen: ihre Umtriebe ermuthigen die Stände Edinburgs, die Kirchenverbesserung in Schottland einzuführen; dadurch schlägt sie ein Land auf ihre Seite, von dem sie alles zu fürchten hatte.

Kaum ist sie diese Sorgen los, als Philipp II. ihr größere Furcht erregt. Philipp hatte nothwendigerweise gleiche Zwecke mit Elisabeth, so lange Maria Stuart, als der Elisabeth Erbin, hoffen konnte, auf einem und demselben Haupte die Kronen Frankreichs, Englands und Schottlands zu vereinigen; allein als Franz II. gestorben war und dessen Wittwe, nach Schottland zurückgekehrt, sich ohne Beistand sah, so ward Philipp, der nun bloß noch die Protestanten zu fürchten hatte, Elisabeths unversöhnlicher Feind.

Er wiegelt ins Geheim Irland gegen sie auf, und sie drängt immer die Empörten zurück: er schickt, um sie zu entthronen, jene unbesiegbare Flotte ab: und sie zerstreut dieselbe: er unterhält in Frankeich jene dem Königshause so verderbliche katholische Ligue; und sie beschützt die Gegenpartei; die Republik Holland wird von den spanischen Waffen bedrängt, und sie erhält sie aufrecht. Vormals entvölkerten die englischen Könige ihre Staaten, um sich in Besitz des französischen Thrones zu setzen: allein die Staatszwecke

und die Zeiten haben sich so sehr geändert, daß sie Heinrich IV. wiederholte Hülfe schickt, um in der Eroberung seines Erbes ihm beizustehen: mit diesen Hülfstruppen belagerte Heinrich endlich Paris und hätte er, ohne des Herzogs von Parma Dazukunft oder ohne seine so außerordentliche Nachsicht gegen die Belagerten, die protestantische Religion auf Frankreichs Thron gebracht. Das war es was Elisabeth so sehr am Herzen lag: unser Streben soll ja gelingen und die Frucht unserer Ausgaben uns nicht verloren gehen. Der Haß gegen die katholische Religion hatte sich in ihrem Herzen neu bestärkt, seit dem sie von Pius V. und von Sixtus V. excommunicirt worden war; diese beiden Päpste hatten sie für der Regierung unwerth und unfähig erklärt; und je mehr Philipp II. sich für den Beschützer dieser Religion erklärte, desto mehr wurde Elisabeth deren leidenschaftliche Feindin. Kein protestantischer Geistlicher war betrübter als sie, da sie den Uebertritt Heinrichs IV. vernahm. Sehr merkwürdig ist ihr Brief an ihn, den wir im Original mittheilen.

„Vous m'offrez votre amitié comme à votre soeur: je sais que je l'ai méritée, et certes à un grand prix: je ne m'en repentirais pas si vous n'aviez pas changé de père. Je ne peux plus être votre soeur de père; car j'aimerai toujours plus chèrement celui qui m'est propre que celui qui vous a adopté.“ *)

---

*) „Ihr bietet mir eure Freundschaft als eurer Schwester an; ich weiß, daß ich sie verdient habe, und fürwahr um einen hohen Preis: das würde mich nicht reuen, wenn ihr nicht einen andern Vater bekmmen hättet. Ich kann nicht mehr eure Schwester vom Va=

Dieses Billet zeigt zugleich ihr Herz, ihren Geist und die Kraft, mit der sie sich in einer fremden Sprache ausdrückte.

Dieses Hasses gegen die römische Religion ohnerachtet, ist es gewiß, daß sie nicht blutdürstig gegen die Katholiken ihres Königreichs verfuhr, wie Maria gegen die Protestanten gewesen war. Zwar wurden der Jesuit Creton, der Jesuit Campian und andere sogar in der Zeit gehangen (1581), da der Bruder Heinrichs III., der Herzog von Anjou, zu London alle Anstalten zu seiner Vermählung mit der Königin machte, die nicht vor sich ging; allein diese Jesuiten wurden einstimmig wegen Hochverrath und Aufwiegelungen verurtheilt, deren sie angeklagt worden; das Urtheil stützte sich auf die Aussagen der Zeugen. Möglich ist es, daß diese Schlachtopfer unschuldig waren: aber die Königin war auch an ihrem Tode unschuldig, indem die Gesetze allein gewaltet hatten: wir haben übrigens gar keinen Beweis von ihrer Unschuld, und die gerichtlichen Beweise ihrer Verbrechen sind in den Archiven Englands aufbewahrt.

Viele sind noch jetzt der Meinung, Elisabeth habe den Grafen von Essex nur aus Weibereifersucht umbringen lassen. Sie glauben es auf die Gewähr einer Tragödie und eines Romanes hin. Allein wer nur einigermaßen belesen ist, weiß, daß die Königin damals 68 Jahr alt war, daß der Graf von Essex einer offenbaren Empörung sich schuldig gemacht hat, die auf eben dieses Abwärtssteigen ihres Lebens und auf die Hoffnung aus dem Abwärtssteigen ihrer Macht Vor-

---

ter her seyn; denn ich werde immer viel inniger denjenigen lieben, der mir eigen ist, als den, der euch angenommen hat.“

theil zu ziehen, gegründet war; daß endlich er und seine Mitschuldigen von ihren Pairs verurtheilt wurden.

Die unter Elisabeths Regierung getreulicher als unter irgend einem ihrer Vorgänger gehandhabte Gerechtigkeit war eine der festen Stützen ihrer Verwaltung: nur den Staat zu vertheidigen wurden die Finanzen angewandt.

Sie hatte Günstlinge, und bereicherte keinen derselben auf Kosten des Vaterlandes. Ihr Volk war ihr vorzüglichster Günstling: nicht, als ob sie es wirklich liebte, aber sie sah ein, daß ihre Sicherheit und ihr Ruhm davon abhingen, daß sie es behandele, wie wenn sie es liebte.

Elisabeth hätte einen fleckenlosen Ruhm genossen, wenn sie eine so schöne Regierung nicht durch den Meuchelmord der Maria Stuart geschändet hätte, den sie mit dem Schwert der Gerechtigkeit zu begehen sich unterstand.

Hundert und neun und sechzigstes Kapitel.

Die Königin Maria Stuart.

Es ist schwer, in einem Streite von Einzelnen die vollständige Wahrheit zu erfahren; wie viel mehr in einem Streit gekrönter Häupter, wo so viel geheime Getriebe in Gang gesetzt werden, wo beide Theile in gleichem Maaße Wahrheit und Lüge reden lassen? Die Schriftsteller aus den Zeitgenossen sind alsdann verdächtig: sie sind meistens die Anwälde einer Par-

tei vielmehr, als die Aufbewahrer der Geschichte. Ich muß also an die Thatsachen von erwiesener Wahrheit mich halten in den Dunkelheiten dieser großen und verhängnißvollen Begebenheit.

Alle Arten von Nebenbuhlerschaft bestanden zwischen Maria und Elisabeth; Nebenbuhlerschaft der Nation, der Krone, der Religion; die des Geistes, die der Schönheit. Maria, weit weniger mächtig, weniger Herr im eignen Lande, weniger fest und weniger staatsklug, hatte keine andere Ueberlegenheit über Elisabeth, als die ihrer Reize, welche sogar zu ihrem Unglück beitrugen. Die Königin von Schottland munterte die katholische Partei in England auf; und die Königin von England belebte mit mehr Erfolg die protestantische Spaltung in Schottland. Elisabeth trieb anfangs die Ueberlegenheit ihrer Ränke so weit, daß sie sogar Maria von Schottland lange Zeit abhielt, sich nach ihrer Wahl neu zu verheirathen.

(1565) Allein trotz der Geschäftigkeit ihrer Nebenbuhlerin, trotz den aus Protestanten zusammengesetzten Ständen Schottlands, und trotz dem Grafen von Murray an ihrer Spitze, ihrem natürlichen Bruder, vermählt Maria sich mit Heinrich Stuart, Grafen von Arlay, der ihr Verwandter und, wie sie, katholisch war. Da reizt Elisabeth unter der Hand die protestantischen Herrn, Marias Unterthanen, auf, die Waffen zu ergreifen: die Königin von Schottland verfolgte selbst die Empörer und zwang sie, nach England zu fliehen. Bis dahin war alles ihr günstig, und ihre Nebenbuhlerin stand beschämt da.

Die Schwäche des Herzens bei Maria zog die ganze Kette ihres Unglücks herbei. Ein italienischer Musikus, Namens David Rizzio, war zu weit in ihrer Gunst gelangt; er spielte Instrumente gut und hatte eine gefällige Baßstimme: daraus sieht man übrigens, daß

schon damals die Italiener in der Musik als Meister galten und das Vorrecht genossen, ihre Kunst an den Höfen Europas auszuüben. Die Kapelle der schottischen Königin bestand aus lauter Italienern. Ein stärkerer Beweis davon, daß die fremden Höfe sich gern eines jeden bedienen, auf den man hält, ist, daß David Rizzio im Solde des Papstes stand; er trug zur Vermählung der Königin wesentlich bei, und half nicht weniger in der Folge sie ihr verleiden. Von Arlay, der nur den Namen als König hatte, den, verachtet von seiner Frau, Erbitterung und Eifersucht trieb, kommt mit Gefolge von einigen Bewaffneten auf einer heimlichen Treppe in die Stube seiner Frau, wo sie mit Rizzio und einer ihrer Favoritinnen zu Abend aß: man stürzt den Tisch um und bohrt Rizzio unter den Augen der Königin nieder, die umsonst sich vor ihn stellt: sie war im fünften Monat schwanger: der Anblick der bloßen und blutigen Degen machte einen Eindruck auf sie, der bis auf die Frucht überging, die sie im Schoose trug. Ihr Sohn Jakob VI., König von Schottland und England, der 4 Monate nach diesem Ereigniß auf die Welt kam, zitterte sein Leben lang beim Anblick eines bloßen Degens, wie sehr er sich auch anstrengte, diesen Trieb seiner Organe zu überwältigen: soviel Macht hat die Natur, und auf so unbekannten Wegen waltet sie.

Die Königin erlangte bald ihr Ansehen wieder, versöhnte sich mit dem Grafen von Murray, verfolgte die Mörder des Musikus, und knüpfte ein neues Einverständniß mit einem Grafen von Bothuel an. Ein Werk dieser neuen Liebeshändel war ihres Gemals, des Königs, Tod (1567). Man sagt, er sey erst vergiftet worden, seine kräftige Natur jedoch habe der Gewalt des Giftes widerstanden: soviel aber ist gewiß, daß er zu Edinburg in einem alleinstehenden Hause,

woraus die Königin ihr kostbarstes Geräthe hatte wegräumen lassen, ermordet wurde. Sobald der Streich geführt war, sprengte man mit Pulver das Haus in die Luft: sein Leib wurde neben Rizzios Leiche in der Gruft des königlichen Hauses beigesetzt. Alle Classen der Nation, das ganze Volk, klagten Bothuel des Meuchelmordes an; und zu der Zeit sogar, wo die öffentliche Stimme um Rache schrie, ließ sich Maria von diesem Meuchelmörder, dessen Hände von dem Blute ihres Mannes noch gefärbt waren, entführen und vermählte sie sich öffentlich mit ihm. Was bei dieser Abscheulichkeit noch merkwürdig war, ist, daß Bothuel damals eine Frau hatte, und daß, um von ihr geschieden zu werden, er sie des Ehebruchs ihn anzuklagen nöthigte und durch den Erzbischof von Saint-André ein Scheidungsurtheil nach dem Gebrauch des Landes fällen ließ.

Bothuel besaß die ganze Frechheit, welche auf große Verbrechen folgt: er versammelte die Vornehmsten des Reichs und ließ sie eine Schrift unterzeichnen, worin ausdrücklich gesagt war, die Königin könne sich, ihn zu heirathen, nicht entschlagen, weil er sie entführt und bei ihr geschlafen habe. Alle diese Thatsachen sind erwiesen: Mariens Briefe an Bothuel sind bestritten worden, allein sie tragen ein Gepräge von Wahrheit, welchem schwer zu widerstehen ist. Diese Verbrechen brachten Schottland in Aufstand. Maria, verlassen von ihrem Heer, mußte den Verbündeten sich ergeben. Bothuel floh nach den orkadischen Inseln; man nöthigte die Königin, die Krone an ihren Sohn abzutreten, und erlaubte ihr, einen Regenten zu ernennen. Sie ernannte ihren Bruder, den Grafen von Murray. Nichts destoweniger überhäufte sie der Graf mit Vorwürfen und Schimpfreden. Sie entflieht aus ihrem Gefängniß. Murrays harter und strenger Sinn ver-

schaffte der Königin einen Anhang. Sie hebt 6000 Mann aus. Allein sie wird besiegt und flüchtet sich auf die Gränzen von England (1568). Elisabeth ließ sie anfangs ehrenvoll in Carlile empfangen, ließ ihr aber sagen, sie solle, weil sie durch die öffentliche Stimme der Ermordung ihres königlichen Gemals angeklagt worden, darüber sich rechtfertigen; und Schutz werde sie finden, wenn sie unschuldig sey.

Elisabeth machte sich zur Schiedsrichterin zwischen Maria und der Regentschaft von Schottland. Der Regent kam selbst bis nach Hamptoncourt (1569) und unterzog sich, die Beweise, die er gegen seine Schwester hätte, in die Hände der englischen Beauftragten zu übermachen. Dagegen klagte diese unglückliche Fürstin, die man zu Carlile zurückhielt, den Grafen von Murray selbst als Urheber des Todes ihres Mannes an, und verwarf die englischen Commissäre, wofern man ihnen nicht die Großbotschafter Frankreichs und Spaniens beigesellte. Indessen ließ die Königin von England diese Art Prozeß fortführen, und weidete sich daran, ihre Nebenbuhlerin schmachvoll angeklagt zu sehen, wenn sie auch kein Urtheil fällen wollte. Nicht der Richter war sie der Königin von Schottland; sie war ein Asyl ihr zu geben schuldig; allein sie ließ sie von dort nach Teutbury bringen, das ein Gefängniß für sie war.

Dieser Unstern des königlichen Hauses von Schottland wirkte auf die durch Anarchie in Parteien aufgelöste Nation zurück. Der Graf von Murray fiel unter dem Mordstahl einer Partei, die durch den Namen Mariens sich stärker machte; die Mörder drangen mit gewaffneter Hand in England ein und richteten Verwüstungen auf der Gränze an.

(1570) Elisabeth schickte bald ein Heer ab, diese Räuber zu strafen und Schottland in Respect zu hal-

ten. Zum Regenten ließ sie den Grafen Lenox, des ermordeten Königs Bruder, wählen. In diesem Schritte liegt nur Gerechtigkeit und Größe: allein zu gleicher Zeit trat man in England zusammen, um Maria aus der Haft, in der sie gehalten ward, zu befreien; ließ der Papst Pius V. höchst unüberlegter Weise in London eine Bulle anschlagen, durch welche er Elisabeth in Kirchenbann that und ihre Unterthanen vom Schwur der Treue entband. Dieses den Päpsten so gebräuchliche, so entsetzliche und so alberne Vergehen ist es, was das Herz der Elisabeth zum Schwären brachte. Man wollte der Maria zu Hülfe kommen, und man brachte ihr den Untergang. Die beiden Königinnen unterhandelten mit einander; allein die eine von der Höhe des Throns, die andere aus der Tiefe eines Gefängnisses. Auch scheint es nicht, als habe Maria sich mit der Beugsamkeit betragen, welche ihr Unglück erforderte. Schottland floß während dieser Zeit von Blut; die Katholiken und Protestanten führten Bürgerkrieg. Der Großbotschafter von Frankreich und der Erzbischof von Saint-André wurden fest genommen und der Erzbischof gehangen (1571) auf die Aussage seines eigenen Beichtvaters hin, welcher beschwor, der Prälat habe sich gegen ihn angeklagt, Mitschuldiger an der Ermordung des Königs zu seyn.

Das große Unglück der Königin Maria war, daß sie in ihrem Mißgeschicke Freunde hatte. Der Herzog von Norfolck, der katholisch war, wollte sie heirathen, indem er auf eine Staatsumwälzung und auf Mariens Recht, der Elisabeth auf den Thron zu folgen, rechnete. Es bildeten sich zu seinen Gunsten Parteien in London, sehr schwache allerdings, die aber mit den Streitkräften Spaniens und mit den Intriguen Roms verstärkt werden konnten. Es kostete den Herzog von Norfolck den Kopf; die Pairs verurtheilten ihn zum

Tode (1572), weil er den König von Spanien und den Papst für Maria um Hülfe gebeten habe. Der Tod des Herzogs von Norfolck zog die Ketten dieser unglücklichen Fürstin noch fester an. So ausdauernde Widerwärtigkeiten entmuthigten ihre Parteigänger zu London nicht, welche die Prinzen von Guise, der heilige Stuhl, die Jesuiten und vor Allen die Spanier belebten.

Das große Vorhaben war, Maria zu befreien und mit ihr die katholische Religion auf Englands Thron zu setzen. Man verschwor sich gegen Elisabeth: Philipp II. bereitete schon seinen Angriff vor. Da ließ die Königin von England, nachdem sie 14 Verschworne zum Tode gebracht hatte, Maria, ihre Gleichin, richten, als wäre sie ihr Unterthan (1586). 42 Glieder des Parlaments und 5 Richter des Königreichs stellten in ihrem Gefängniß zu Forteringai ein Verhör mit ihr an; sie verwahrte sich dagegen, aber antwortete. Nie war ein Gericht unbefugter, nie ein Verfahren ordnungswidriger; man hielt ihr bloße Abschriften ihrer Briefe, nie die Originale vor; man ließ gegen sie das Zeugniß ihrer Secretäre gelten, und stellte nicht ihr diese gegenüber. Man behauptete, sie sey durch die Aussage dreier zum Tode gebrachter Verschworner überführt, deren Tod man aufschieben konnte, um sie in ihrer Gegenwart zu verhören. Ja, hätte man auch mit den Förmlichkeiten verfahren, welche die Billigkeit für den geringsten der Menschen fordert, hätte man selbst bewiesen, daß Maria aller Orten Helfer und Rächer suchte, so konnte man sie nicht für eine Verbrecherin erklären. Elisabeth hatte keine andere Gerichtsbarkeit über sie, als die des Mächtigen über den Schwachen und Unglücklichen.

Endlich nach achtzehnjähriger Gefangenschaft in einem Lande, das sie unklugerweise zum Asyl gewählt

hatte, ward in einer schwarzausgehangenen Stube ihres Gefängnisses Maria enthauptet (1587). Elisabeth sah ein, daß sie eine sehr verdammenswerthe Handlung beging, und sie machte sie noch verhaßter, indem sie die Welt, die sie nicht betrog, betrügen wollte, da sie diejenige laut beklagte, die sie hatte umbringen lassen, da sie haben wollte, ihre Befehle seyen überschritten worden, und da sie den Staatssecretär ins Gefängniß werfen ließ, welcher, sagte sie, den von ihr selbst unterzeichneten Befehl zu schnell habe vollziehen lassen. Sie war ein Schauder für Europa wegen ihrer Grausamkeit und ihrer Verstellung. Man achtete ihre Regierung, aber man verwünschte ihren Charakter. Was Elisabeth noch mehr verdammte, ist, daß sie zu dieser schaudervollen Grausamkeit nicht gezwungen gewesen; es ließ sich sogar behaupten, daß Mariens Erhaltung ihr nothwendig war, um ihr für das Beginnen ihrer Parteigänger einzustehn.

Wenn diese Handlung das Gedächtniß der Elisabeth schändet, so ist es eine schwärmerische Einfalt, daß man Maria heilig sprechen will als Märtyrin der Religion; sie war nur Märtyrin ihres Ehebruchs, ihres Gattenmordes und ihrer Unklugheit. Ihre Fehler und ihre Unglückserfahrungen waren vollkommen denen der Johanna von Neapel ähnlich: beide schön und geistreich, aus Schwäche zum Verbrechen fortgezogen, beide durch ihre Verwandten zum Tode gebracht. So bringt oft die Geschichte dieselben Leidenstage, dieselben Vergehungen und Verbrechen, bestraft durch Verbrechen, wieder.

Hundert und siebzigstes Kapitel.

Frankreich gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, unter Franz II.

Während Spanien durch seine ausgedehnte Macht Europa einschüchterte, und England, indem es ihm widerstand, die zweite Rolle spielte, war Frankreich zerrissen, schwach und nahe daran, zerstückt zu werden. Es war weit entfernt, Einfluß und Ansehen in Europa zu haben. Die Bürgerkriege machten es von allen seinen Nachbarn abhängig. Diese Zeiten der Wuth, der Erniedrigung und des Jammers haben mehr Bände gefüllt, als die ganze römische Geschichte. Welches waren die Ursachen von so viel Unheil? Religion, Herrschsucht, Mangel an guten Gesetzen, eine schlechte Regierung. — Durch seine Verfolgungen gegen die Anhänger des neuen Glaubens und besonders durch seine Verurtheilung des Rathes Anne dü Bourg, der nach des Königs Tod auf Befehl der Guise hingerichtet wurde, warb Heinrich II. viel mehr Calvinisten in Frankreich an, als es deren in der Schweiz und in Genf gab. Wären sie zu einer Zeit wie Ludwigs XII, wo man mit dem Hofe von Rom Krieg führte, aufgetreten, so hätte man sie begünstigen können; allein sie kamen gerade zu der Zeit, wo Heinrich II. um Neapel und Sicilien der Krone Spanien streitig zu machen, des Papstes Paul IV. bedurfte, und wo diese beiden Mächte sich mit dem Türken gegen das Haus Oesterreich verbanden. Man glaubte daher die Feinde der Kirche den Zwecken Roms aufopfern zu müssen. Die Geistlichkeit, mächtig bei Hof, für ihre zeitlichen Güter und für ihr Ansehen fürchtend, verfolgte sie; Politik, Eigennutz und Religionseifer wirkten vereint zu ihrer Ausrottung.

Man konnte sie dulden, gleich wie Elisabeth die Katholiken in England duldete; man konnte sie als gute Unterthanen behalten, indem man ihnen Gewissensfreiheit ließ. Wenig kam dem Staat darauf an, ob sie ihre eigenen Kirchenlieder absangen, wofern sie den Gesetzen des Staats unterthänig blieben: man verfolgte sie und machte Rebellen aus ihnen.

Heinrichs II. verderbenbringender Tod war die Loosung zu 30jährigen Bürgerkriegen. Ein Kind auf dem Throne unter ausländischen Erziehern, auf das Ansehen der Guise eifersüchtige Prinzen von Geblüt und hohe Kronbeamte, begannen den Umsturz Frankreichs.

Die bekannte Verschwörung von Amboise ist die erste, welche man in diesem Lande kennt. Bündnisse, wie geschlossen so gelöst, vorübergehende Wallungen, Jähzorn und Reue, schienen bis dahin den Charakter der Gallier auszumachen, die, weil sie den Namen Franken, und darauf Franzosen, angenommen, nicht auch ihre Sitten verändert hatten. In jener Verschwörung aber herrschte eine Kühnheit, die beinahe Catilinarisch war, eine Umsicht, eine Tiefe und Verborgenheit, welche sie der Verschwörung der sicilianischen Vesper und der Pazzi zu Florenz ähnlich machte. Der Prinz Ludwig von Condé war ihre unsichtbare Seele, und leitete diese Unternehmung mit so viel Geschicklichkeit, daß, als ganz Frankreich wußte, daß er ihr Haupt war, Keiner ihn dessen überführen konnte.

Diese Verschwörung hatte das Besondere, daß sie der Entschuldigung fähig schien, in sofern es sich handelte, die Regierung dem Herzog Franz von Guise und seinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen, zu entziehen, beide Ausländer, die den König in Unmündigkeit, die Nation in Sklaverei und die Prinzen von

Geblüt und die Kronbeamten vom König entfernt hielten: sehr strafbar war sie, in wiefern sie die Rechte eines großjährigen Königs angriff, der nach den Gesetzen freie Macht hatte, die Aufbewahrer seiner Gewalt zu wählen. Es ist nie erwiesen worden, daß man in diesem Complot die Guise zu tödten beschlossen habe; allein, weil sie sich widersetzt hätten, war ihr Tod unvermeidlich. 500 Edelleute, alle mit guter Begleitung, und 1000 entschlossene Soldaten, welche 30 auserlesene Hauptleute anführten, sollten an dem bestimmten Tage aus allen entfernten Provinzen des Königreichs in Amboise eintreffen, wo das Hoflager war. Die Könige hatten damals noch nicht die zahlreiche Leibwache, die sie heutzutage umgiebt: das Garderegiment wurde erst von Karl IX. errichtet. 200 Trabanten höchstens begleiteten Franz II: auch die übrigen Könige Europas hatten deren nicht mehr. Als der Kronfeldherr von Montmorenci später nach Orleans kam, wohin die Guise, bei Franz II. Tod, eine neue Garde gelegt hatten, so jagte er diese Soldaten neuer Stiftung daraus fort und drohte sie aufhängen zu lassen, wie Feinde, die eine Scheidewand zwischen den König und sein Volk stellten.

Die Einfachheit der alten Sitten herrschte noch im Palast der Könige; allein eben darum hatten sie auch gegen ein entschlossenes Unternehmen weniger Sicherheit. Es war ein Leichtes, im königlichen Hause der Minister, selbst des Königs sich zu bemächtigen: das Gelingen schien gewiß. Das Geheimniß wurde von allen Verschworenen nahe an 6 Monate lang bewahrt: die Unüberlegtheit des Chefs, Namens dü Barri de la Renaudie, welcher sich zu Paris gegen einen Advokaten eröffnete, brachte die Verschwörung an den Tag: nichts destoweniger wurde sie ausgeführt: nichts destoweniger stellten die Verschworenen am verabredeten Orte sich

ein. Ihre verzweifelte Halsstarrigkeit rührte hauptsächlich von Religionsschwärmerei her: diese Edelleute waren größtentheils Calvinisten, die sich eine Pflicht daraus machten, ihre verfolgten Brüder zu rächen. Der Prinz Ludwig von Condé eilte, sich öffentlich zu dieser Secte zu bekennen, weil der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen katholisch waren. Eine Umwälzung in Kirche und Staat sollte die Frucht dieser Unternehmung seyn.

(1560) Den Guisen blieb kaum die erforderliche Zeit, um Truppen kommen zu lassen. Im ganzen Königreich waren damals keine 15000 Mann unter Waffen; allein sie sammelten bald genug, um die Verschworenen zu vertilgen. Da diese in einzelnen Schaaren herbeikamen, wurden sie leicht aufgerieben: dü Barri de la Renaudie fand kämpfend den Tod; Mehrere starben, wie er, die Waffen in der Hand. Diejenigen, so gefangen wurden, kamen auf dem Blutgerüst um: und einen ganzen Monat hindurch sah man in Amboise nichts als blutige Schaffote und von Leichnamen vollhängende Galgen.

Die entdeckte und bestrafte Verschwörung hatte nur eine höhere Gewalt denen gegeben, die man stürzen wollte. Franz von Guise erhielt die Macht der alten Haushofmeister, unter dem neuen Titel Generalstatthalter des Königreichs: allein dieses Ansehen eben des Herzogs von Guise, die ungestüme Herrschsucht des Cardinals in Frankreich empörten gegen sie alle Stände des Königreichs und brachten neue Unruhen hervor.

Die vom Prinzen Ludwig von Condé ins Geheim fortwährend unterstützten Calvinisten griffen in mehrern Provinzen zu den Waffen. Die Guise mußten sehr mächtig und sehr furchtbar gewesen seyn, da weder Condé, noch sein Bruder Anton, König von Navarra, Heinrichs IV. Vater, noch der berühmte Admiral

von Coligni, noch dessen Bruder von Andelot, Oberbefehlshaber der gesammten Infanterie, sich offen zu erklären wagten. Der Prinz von Condé war der erste Häuptling einer Partei, der, während er Bürgerkrieg führte, ein furchtsamer Mensch zu seyn schien. Er führte die Streiche und zog seine Hand zurück; und da er mit dem Hofe, den er zu Grunde richten wollte, noch immer in gutem Vernehmen zu stehen glaubte, beging er die Unklugheit, zu einer Zeit nach Fontainebleau als Hofmann zu kommen, wo er als Soldat an der Spitze seines Anhangs stehen sollte. Die Guise lassen ihn in Orleans verhaften: er wird vor den geheimen Rath und vor Beauftragte aus dem Parlament zur Verantwortung gezogen, ohnerachtet des Privilegiums der Prinzen von Geblüt, nur von der Curie der Pairs bei versammelten Kammern gerichtet zu werden. Allein was ist ein Privilegium gegen die Gewalt? was ist ein Privilegium, von dem es kein anderes Beispiel gab, als eben die Verletzung desselben, die vor Zeiten in dem peinlichen Prozeß des Herzogs von Alençon vorgekommen war?

(1560) Der Prinz von Condé wird zum Tode verurtheilt. Der berühmte Kanzler von L'Hôpital, dieser große Gesetzgeber in einer Zeit, wo es keine Gesetze gab, und dieser unerschrockene Philosoph in einer Zeit der Schwärmerei und der Wuth, weigerte sich zu unterzeichnen. Der Graf von Sancerre, aus dem geheimen Rath, folgte diesem muthvollen Beispiel. Jedoch das Urtheil wäre vollstreckt worden, der Prinz von Condé hätte unter Scharfrichtershand geendet, wenn nicht plötzlich der junge Franz II, seit langer Zeit krank und von Kindheit an gebrechlich, in seinem 17ten Jahre gestorben wäre, indem er seinem Bruder Karl, der nur 10 Jahr alt war, ein erschöpftes, den Parteien preisgegebenes, Königreich hinterließ.

Franz II. Tod war des Prinzen von Condé Heil: man entließ ihn bald aus der Haft, nachdem man zwischen ihm und den Guise eine Versöhnung ausgemittelt hatte, welche etwas anderes nicht war noch seyn konnte als das Siegel zu Haß und Rache. Man hält Landtag zu Orleans: nichts konnte bei solchen Gelegenheiten ohne die Stände geschehen. Die Vormundschaft über Karl IX. und die Verwaltung des Königreichs werden von den Staaten Katharinen von Medicis übertragen, nicht aber zugleich der Name Regentin. Die Stände gaben ihr sogar nicht den Titel Majestät: er war selbst für die Könige neu. Es giebt noch viele Briefe des Sire von Bourdeilles, in welchen Heinrich III. Eure Hoheit genannt wird.

Hundert und ein und siebzigstes Kapitel.

Frankreich. Minderjährigkeit Karls IX.

Bei der Minderjährigkeit des Landesherrn gewinnen die alten Satzungen eines Königreichs immer wieder ein wenig Kraft, auf einige Zeit doch, wie ein Familienrath nach dem Tode des Vaters. Zu Orleans und hernach zu Pontoise wurden allgemeine Ständeversammlungen gehalten. Denkwürdig ist dieser Landtag wegen der Trennung auf ewige Zeiten, die er zwischen dem Krieger- und Richterstand einführte. Im römischen Reiche kannte man bis auf Constantins Zeit diesen Unterschied nicht. Die Magistrate wußten zu kämpfen und die Krieger verstanden zu richten. Ebenso waren

bei allen Nationen Europas bis gegen das XIV. Jahrhundert die Waffen und die Gesetze in denselben Händen. Allmählig wurden in Spanien und in Frankreich diese beiden Gewerbe gesondert: nicht durchgängig in Frankreich; denn obgleich die Parlamenter fernerhin nur aus Rechtsgelehrten zusammengesetzt wurden, so blieb doch noch die Gerichtsbarkeit der Degenballeien, wie in mehrern Provinzen oder Gränzstaaten Deutschlands. Der Landtag zu Orleans, überzeugt, daß diese Gerichtsherrn im Waffenrock schwerlich vielen Fleiß auf die Erforschung der Gesetze verwenden könnten, entzog ihnen die Pflege des Rechtes und übertrug sie ausschließlich ihren Stellvertretern im Richterkleid: so hörten diejenigen auf Richter zu seyn, welche zufolge ihrer Einsetzung es immer gewesen waren.

Der Kanzler von l'Hôpital hatte den Hauptantheil an dieser Veränderung: sie geschah in der Periode der größten Schwäche des Königreichs und trug seitdem wesentlich zur Macht des Landesherrn bei, indem sie auf immerdar zwei Stände sonderte, welche vereinigt dem Ansehen des Ministeriums das Gleichgewicht hätten halten können. In der Folge glaubte man, auch dem Adel die Gesetze nicht ferner anvertrauen zu dürfen. Man bedachte nicht, daß das Oberhaus in England, welches den einzigen eigentlichen Adel des Königreichs ausmacht, ein immerwährender Rath ist, der bei der Gesetzgebung mitwirkt und Recht spricht. Wenn man nun in der Verfassung eines Staats eine Veränderung erblickt, und benachbarte Völker sieht, welche unter denselben Umständen diese Veränderung nicht erfahren haben, so ist es offenbar, daß diese Völker einen andern Geist und einen andern Charakter hatten.

Auf dieser allgemeinen Stände-Versammlung sah man, wie fehlerhaft die Verwaltung des Königreichs war. Der König hatte eine Schuldenlast von

40 Millionen Livres. Das Geld mangelte, kaum gab es welches. Das ist die wahre Ursache von Frankreichs Umsturz. Hätte Katharina von Medicis das Vermögen gehabt, Diener zu erkaufen und ein Heer zu bezahlen, so wären die verschiedenen Parteien, welche den Staat verwirrten, von der königlichen Gewalt im Zaum gehalten worden. Die Königin Mutter stand zwischen den sich befeindenden Katholiken und Protestanten, Condé und Guise. Der Kronfeldherr von Montmorenci hatte seine eigene Partei. Entzweit in sich war der Hof, Paris und die Provinzen. Katharina von Medicis, statt zu herrschen, vermochte kaum mehr als zu unterhandeln. Ihr Grundsatz, alles zu zertheilen, um freie Hand zu haben, machte die Verwirrung und das Unglück noch größer. Sie fing damit an, daß sie das Colloquium von Poissi zwischen den Katholiken und Protestanten ansetzte: das hieß die alte Religion herabsetzen, und großes Ansehen den Calvinisten geben, indem sie ihnen erlaubte, mit Disputationen gegen diejenigen aufzutreten, welche nur um zu richten da zu seyn glaubten.

Zu der Zeit, als Theodor von Beze und andere Pastoren nach Poissi kamen, um feierlich ihre Religion in Gegenwart der Königin und eines Hofes zu vertheidigen, an welchem man öffentlich Marots Psalmen sang, kam der Legat des Papstes Paul IV, der Cardinal von Ferrara, in Frankreich an: allein, weil er von Mutterseite der Enkel Alexanders VI. war, so hegte man mehr Verachtung gegen seine Geburt, als Ehrfurcht für seine Stelle und sein Verdienst: die Bedienten beschimpften seinen Kreuzträger. Man schlug vor seinen Augen das Bildniß seines Großvaters mit der Geschichte der Aergernisse und Verbrechen seines Lebens an. Der Legat brachte den Jesuitengeneral, Lainez, mit, der kein Wort Französisch sprach, und im Collo-

quium von Poissi italienisch disputirte; eine Sprache, welche Katharina v. Medicis am Hofe einheimisch gemacht, und die damals großen Einfluß auf die Französische übte. Dieser Jesuit hatte im Colloquium die Kühnheit, der Königin zu sagen, daß dessen Zusammenberufung ihr nicht zukomme, und daß sie das Recht des Papstes sich anmaße. Dennoch disputirte er in dieser Versammlung, die er verwarf; vom Abendmahle sprechend sagte er, „Gott sey da, wo das Brot und der „Wein sey, wie ein König, der sich selbst zu seinem „Gesandten macht.“ Diese Albernheit erregte Lachen; seine Verwegenheit gegen die Königin, Unwillen. Kleine Dinge thun bisweilen großen Schaden, und die ganze Stimmung der Gemüther stritt für die Sache der neuen Religion.

(1562) Das Ergebniß des Colloquiums und der darauf folgenden Ränke war ein Erlaß, welchem zu Folge die Protestanten außerhalb der Städte Predigt haben durften; und dieser Erlaß zur Friedensstiftung gab selbst wieder neuen Bürgerkriegen den Ursprung. Der Herzog Franz von Guise, der nicht mehr Generalstatthalter des Königreichs war, wollte aber noch immer der Gebieter desselben seyn. Er stand schon mit dem König von Spanien Philipp II. in Verbindung und ließ sich vom Volk für den Beschützer des katholischen Glaubens ansehen. Die Vornehmen gingen in jener Zeit nicht anders als mit zahlreichem Geleit einher: man reiste nicht wie heutzutage in einer Postchaise mit 3 oder 4 Vorreitern; mehr als 100 Reiter hatte man zum Gefolge; das war die einzige Pracht: im übrigen schlief man zu dreien bis vieren in demselben Bett und reiste an den Hof, um eine Stube zu bewohnen, wo Koffer die einzigen Geräthschaften waren. Als nun der Herzog von Guise auf der Gränze von Champagne bei Vassi vorbeireiste, traf er eine

Versammlung Calvinisten, welche das im Erlaß ihnen verstattete Recht benutzend, friedlich in einer Scheune ihre Psalmen sangen: seine Dienerschaft stieß Schimpfreden gegen diese Armen aus, tödeten ungefähr 60 davon, verwundeten und verjagten die übrigen. Da nun stehen die Protestanten beinahe im ganzen Königreiche auf. Zwischen dem Prinzen von Condé und Franz von Guise theilt ganz Frankreich sich. Katharina von Medicis schwankt zwischen beiden. Rings um sie her war nur Bludbad und Plünderung. In Paris, wo sie damals mit ihrem Sohne, dem König, war, sieht sie sich ohne Gewalt. Sie ruft den Prinzen von Condé herbei, sie zu befreien. Dieser unheilvolle Brief war ein Befehl, den Bürgerkrieg fortzusetzen: man führte ihn nur mit zu viel Unmenschlichkeit; jede Stadt war ein Kriegsschauplatz geworden und jede Straße ein Schlachtfeld.

(1562) Auf der einen Seite standen die Guise, Anstands halber mit der Partei des Kronfeldherrn von Montmorenci verbunden, welcher Herr über die Person des Königs war; auf der andern Seite der Prinz von Condé mit den Coligni. Der erste Prinz von Geblüt, Anton, König von Navarra, der bei seiner Schwachheit und Unentschlossenheit nicht wußte, welcher Religion, noch welcher Partei er angehörte, auf seinen Bruder, den Prinzen von Condé, eifersüchtig und dem Herzog von Guise, den er verabscheute, wider Willen dienend, ward, wie Katharina von Medicis selbst, zur Belagerung von Rouen mit fortgezogen: er kommt ums Leben bei dieser Belagerung, und verdient aus keinem andern Grunde in der Geschichte aufgeführt zu werden, als weil er der Vater des großen Heinrichs IV. war.

Der Krieg dauerte bis zum Frieden von Vervins fort und wurde auf gleiche Art geführt, wie in den

anarchischen Zeiten des Verfalls des zweiten Königstammes und des Anfangs des dritten. Sehr wenig regulirte Truppen auf beiden Seiten, außer einigen Gensdarmen-Compagnien als Leibwache der Hauptanführer: der Sold gründete sich blos auf Plünderung. Was die protestantische Partei zusammenraffen konnte, wandte sie dazu an, zur völligen Zerstörung des Königreichs Deutsche hereinzurufen. Der König von Spanien schickte seiner Seits den Katholiken kleine Hülfsschaaren, um diese Feuersbrunst zu nähren, aus der er Nutzen zu ziehen hoffte. So kamen 13 spanische Fahnen zur Entsetzung von Montlüc in der Saintonge herbei. Diese Zeiten waren ohne Widerrede die unheilvollsten der ganzen Monarchie.

(1562) Die erste geordnete Schlacht, welche geliefert wurde, war die bei Dreux: nicht blos Franzosen kämpften gegen Franzosen: sondern Schweizer machten die Hauptmacht des königlichen Fußvolks, Deutsche die vorzüglichste Stärke des protestantischen Heeres aus. Dieser Tag war einzig wegen der Gefangennahme beider Heerführer. Montmorenci, welcher das königliche Heer als Kronfeldherr befehligte, und sein Gegner, der Prinz von Condé, wurden beide gefangen genommen. Der Stellvertreter des Kronfeldherrn, Franz von Guise, gewann die Schlacht, Coligni, des Condé Stellvertreter, rettete dessen Heer vom Untergang.

Guise war nun auf dem Gipfel seines Ruhms; immerfort Sieger, wo er selbst gestanden hatte, und immerfort das Mißgeschick des Kronfeldherrn wieder gut machend, der sein Nebenbuhler an Macht, aber nicht an Berühmtheit war. Er war der Abgott der Katholiken und der Gebieter des Hofes; freundlich, großmüthig, und in jeder Hinsicht der erste Mann im Staate.

(1563) Nach seinem Siege bei Dreux rückte er zur

Belagerung von Orleans vor: er war im Begriff die Stadt zu nehmen, welche der Mittelpunkt der protestantischen Partei war, als er umgebracht wurde. Der Meuchelmord dieses großen Mannes ist der erste, den in Frankreich Religionsschwärmerei beging. Dieselben Hugenotten, welche unter Franz I. und unter Heinrich II. nur zu beten verstanden, und das zu leiden, was sie das Märtyrthum nannten, waren jetzt wüthende Schwärmer geworden: sie lasen die Bibel blos noch, um Beispiele von Meuchelmorden darin zu finden. Poltrot von Méré hielt sich für einen Aod, den Gott gesendet habe, um einen Häuptling der Philister zu erschlagen. Das ist so wahr, daß sein Anhang sogar ihm zu Ehren Verse machte und ich noch ein Bild von ihm gesehen habe mit einer Aufschrift, welche sein Verbrechen bis zum Himmel erhebt: dieses Verbrechen jedoch war nur das eines Niederträchtigen; denn er stellte sich, als ob er ein Ueberläufer wäre, und ermordete den Herzog von Guise rücklings. Er scheute sich nicht, den Admiral von Coligni und Theodor von Beze wenigstens der Beifälligkeit zu seiner Schandthat zu zeihen: allein er veränderte so oft seine Aussagen, daß er selbst seine Lüge zerstörte; Coligni erbot sich sogar, nach Paris zu reisen und sich einer Confrontation mit diesem Schurken zu unterziehen, weshalb er die Königin bat, die Urtheilsvollstreckung aufzuschieben, bis die Wahrheit an den Tag gekommen wäre. Man muß gestehen, daß der Admiral, wenn er gleich ein Parteienhaupt war, nie die geringste Handlung begangen hatte, die ihn einer so schwarzen Niederträchtigkeit hätte verdächtig machen können.

Ein Augenblick des Friedens folgte auf diese Unruhen: Condé söhnte sich mit dem Hofe aus; der Admiral aber stand noch immer an der Spitze einer großen

Partei in den Provinzen. Es war nicht genug, daß die Spanier, die Deutschen und die Schweizer den Franzosen halfen, sich gegenseitig aufzureiben, bald beeilten sich nun auch die Engländer, zu dieser gemeinsamen Zerstörung mitzuwirken. Die Protestanten hatten in den von Franz I. erbauten Havre de Grace 3000 Engländer eingeführt. Der Kronfeldherr von Montmorenci, damals an der Spitze der vereinigten Katholiken und Protestanten, hatte viele Mühe, sie wieder daraus zu vertreiben.

(1563) Unterdessen hatte Karl IX. das Alter von 13 Jahren und 1 Tag erreicht, und hielt nun seinen hohen Gerichtstag, allein nicht im Pariser Parlement, sondern in dem von Rouen; und was bemerkenswerth ist, seine Mutter sank, indem sie die Regentschaft niederlegte, vor ihm auf die Knie.

Bei dieser Feier der Volljährigkeit ereignete sich ein Schauspiel, wie noch keines vorgekommen war. Odet von Châtillon, Cardinal und Bischof von Beauvais, war, wie sein Bruder, protestantisch geworden und hatte sich verheirathet. Der Papst hatte ihn aus der Zahl der Cardinäle gestrichen; er hatte selbst diesen Titel verachtet: aber um den Papst zu verhöhnen, wohnte er der Ceremonie im Cardinalsanzug bei; seine Frau setzte sich zum König und der Königin in der Eigenschaft als Frau eines Pairs des Königreichs, und man nannte sie ohne Unterschied Frau Gräfin von Beauvais und Frau Cardinalin. Sehr bemerkt zu werden verdient, daß er weder der einzige Cardinal noch der einzige Bischof war, der in geheimer Ehe lebte; der Cardinal dü Belley hatte die Frau von Châtillon geheirathet, wie Brantôme berichtet, der noch hinzufügt, daß niemand daran gezweifelt habe.

Frankreich war auch von andern eben so großen Sonderbarkeiten voll: die Verwirrung der Bürgerkriege hatte alle Polizei und alle Schicklichkeit zerstört: bei=

nahe alle Pfründen waren im Besitz von Laien: man gab eine Abtei, ein Bisthum Töchtern zum Brautschatz: aber der Friede, das höchste Gut, brachte diese Unregelmäßigkeiten, an die man bereits gewöhnt war, wieder in Vergessenheit. Die Protestanten, die man duldete, waren auf ihrer Hut, aber ruhig: Ludwig von Condé nahm an den Hoffesten Theil. Diese Ruhe war nicht von Dauer; die hugenottische Partei verlangte zu viel Sicherheit, und man gab ihr zu wenig. Der Prinz von Condé wollte eine Spaltung in die Regierung bringen: der Cardinal von Lothringen, an der Spitze seines so ausgedehnten und so mächtigen Hauses, wollte die oberste Gewalt bei Hofe behalten; der Kronfeldherr von Montmorenci, Feind der Lothringer, behielt seine Macht, und hatte einen Anhang bei Hofe: die Coligni und die andern Parteihäupter rüsteten sich zum Widerstand gegen das Lothringische Haus; jeder suchte einen Theil der Regierung zu verschlucken. Der Clerus einerseits, die calvinischen Pastoren auf der andern, schreien um Hülfe für die Religion: Gott war ihr Vorwand, die Sucht zu gebieten war ihr Gott, und die von Fanatismus berauschten Völker waren die Werkzeuge und die Schlachtopfer der Herrschbegierde so vieler sich widerstrebenden Parteien.

(1567) Ludwig von Condé, welcher zu Amboise den jungen Franz II. den Händen der Guise entreißen wollte, will wieder Karl IX. in seine Gewalt bekommen und ihn zu Meaux dem Kronfeldherrn von Montmorenci entführen. Dieser Prinz von Condé führte gerade denselben Krieg, machte dieselben Umtriebe, unter denselben Vorwänden, die Religion ausgenommen, wie seit der Zeit der große Condé, mit demselben Namen Ludwig, in den Kriegen der Fronde. Der Prinz und der Admiral liefern die Schlacht bei Saint-Denis (1567) gegen den Kronfeldherrn, der im

Alter von 80 Jahren hier tödlich verwundet ward; ein bei Hof wie im Kriege unerschrockener Mann, voll großer Tugenden und Fehler, unglücklich als Feldherr, ein strenger, schwer zu behandelnder, eigensinniger Geist, aber ein rechtschaffener und großdenkender Mann. Er ist es, der seinem Beichtvater antwortete: „Denken „Sie, daß ich 80 Jahre gelebt habe, um nicht eine „Viertelstunde lang sterben zu können?" Man trug sein Bildniß in Wachs, wie das der Könige, nach Notre-Dame, und die höhern Gerichtshöfe wohnten auf Befehl des Hofes seinem Seelenamte bei; eine Ehre, deren Erweisung, wie fast Alles, vom Willen der Könige und von den Zeitumständen abhängt.

Die Schlacht von Saint-Denis blieb unentschieden und stürzte Frankreich nur tiefer ins Verderben. Der Admiral von Coligni, der, mehr wie jemand seiner Zeit, reich an Erfindung von Hülfsmitteln war, zog aus der Pfalz an 10000 Mann Deutsche herbei, ohne im Stande zu seyn, sie zu besolden. Da sah man nun, was die vom Parteigeiste bestärkte Religionsschwärmerei vermag: des Admirals Armee besteuerte sich, um die Pfälzer Armee zu löhnen. Das ganze Königreich wird verheert. Nicht ein Krieg ist es, wo eine Macht ihre Streitkräfte gegen die andere sammelt und siegreich oder gestürzt ist: eben so viele Kriege wüthen, als es Städte giebt; Bürger, Verwandte sind es, die aller Orten ihre Blutgier gegen einander letzen. Der Katholik, der Protestant, der Gleichgültige, der Priester, der Bürger ist nicht sicher in seinem Bett; man läßt den Feldbau liegen, oder bestellt das Feld nur mit dem Säbel in der Hand. Ein neuer erzwungener Friede wird geschlossen; aber jeder Friede ist ein heimlicher Krieg, und alle Tage werden durch Meuchelmorde bezeichnet.

Bald wird der Krieg offen geführt: da nun wurde

la Rochelle der Mittelpunkt und der Hauptsitz der reformirten Spalte, das Genf Frankreichs. Diese Stadt, die vortheilhaft genug am Ufer des Meeres liegt, um ein blühender Freistaat zu werden, war bereits ein solcher in mehrfacher Hinsicht; denn, nachdem sie seit der Vermählung Eleonorens von Guienne mit Heinrich II. den Königen von England angehört, hatte sie sich dem französischen König Karl V. mit der Bedingung ergeben, daß sie das Recht erhielte, in ihrem eigenen Namen Silbergeld zu schlagen, und daß ihre Bürgermeister und Schöppen für adelich erachtet würden; viele andere Vorrechte und ein ziemlich ausgebreiteter Handel gaben ihr eine ansehnliche Macht, welche sie bis zur Zeit des Cardinals von Richelieu behielt. Die Königin Elisabeth begünstigte sie: sie herrschte damals über die Gebiete Aunis, Saintonge und Angoumois, wo die berühmte Schlacht bei Jarnac vorfiel.

Das königliche Heer hatte an der Spitze den Herzog von Anjou, nachher Heinrich III, mit dem Namen eines Anführers, und den Marschall von Tavannes, der es in der That war: er wurde Sieger (1569). Der Prinz Ludwig von Condé kam ums Leben oder vielmehr wurde nach seiner Niederlage von Montesquiou, einem Hauptmann der Garden des Herzogs von Anjou, meuchlings ermordet. Coligni, den man noch immerfort Admiral nennt, obschon er es nicht mehr war, sammelte die Trümmer des besiegten Heeres, und machte den Sieg der Königlichen unnütz. Die Königin von Navarra, Johanna von Albret, des schwachen Antons Wittwe, stellte ihren Sohn dem Heere vor und ließ ihn als Parteienhaupt anerkennen: so daß Heinrich IV, der beste der Könige Frankreichs, gleich wie der gute König Ludwig XII, ein Empörer war, ehe er regierte. Der Admiral Coligni war das wahre Haupt sowohl der Partei als des Heeres und vertrat Vatersstelle bei

Heinrich IV. und den Prinzen des Hauses Condé. Er trug allein die Last dieser unglücklichen Streitsache, indem er, von Geld entblößt, doch Truppen hatte; indem er die Kunst sich ersann, deutsche Hülfsvölker zu erlangen, ohne sie erkaufen zu können; aufs neue besiegt von demselben königlichen Heer am Tage von Moncontour (1569), im Poitou, das Verderben seiner Partei immer wieder gut machte.

Es gab damals keine gleichförmige Art zu kämpfen. Das deutsche und Schweizer-Fußvolk kämpfte nur mit langen Spießen: das französische brauchte gewöhnlicher Büchsen und kurze Hellebarden: die deutsche Reiterei hatte Pistolen: die französische kämpfte kaum anders als mit der Lanze. Oft schob man Bataillonen und Schwadronen in einander ein: die stärksten Heere beliefen sich damals nicht auf 20,000 Mann; mehr konnte man nicht bezahlen. Tausend kleine Gefechte folgten auf die Schlacht von Moncontour in allen Provinzen.

Endlich scheint mitten unter so vieler Betrübniß ein neuer Friede Frankreich wieder aufathmen zu lassen; allein dieser Friede ist nur die Vorbereitung zur Bartholomäusnacht (1570). Diese schaudervolle Begebenheit ward zwei Jahre lang zum voraus angestiftet und vorbereitet. Es kostet Mühe, zu begreifen, wie ein Weib, wie Katharina von Medicis, unter lauter Vergnügen auferzogen und die vor der Partei der Hugenotten am wenigsten in Furcht seyn durfte, einen Entschluß von so roher Grausamkeit fassen konnte. Diese Bosheit erregt noch mehr Erstaunen an einem Könige von 20 Jahren. Die Partei der Guise hatte an der Unternehmung vielen Theil; zwei Italiener, die nachher Cardinäle wurden, Birague und Retz, stimmten die Gemüther. Man schätzte Machiavells Grundsätze sich damals sehr zur

Ehre, und besonders den, Verbrechen nicht halb zu vollführen: der Grundsatz, nie Verbrechen zu begehen, wäre sogar staatsklüger gewesen; allein die Sitten waren wild geworden durch die Bürgerkriege, trotz den Festen und den Vergnügungen, welche Katharina von Medicis beständig bei Hofe hielt. Dieses Gemisch von Galanterie und Grimm, von Freuden und Gemetzel, bildet das wunderlichste Gemälde, in welchem die Widersprüche der Menschenart sich je abgemalt haben. Karl IX, der keineswegs Krieger war, war von einem blutdürstigen Charakter; und obschon er Maitressen hatte, besaß er doch ein böses Herz. Das ist der erste König, der gegen seine Unterthanen Verrath anspann. Der Einschlag wurde mit eben so tiefer Verstellung angezettelt, als die Handlung schauderhaft war: blos etwas hätte einigen Verdacht erregen können: dieses nämlich, daß, als der König eines Tages auf Kaninchen vor einem ihrer Berggänge Jagd machte, er ausrief: „Treibt „sie mir alle heraus, damit ich das Vergnügen habe, „sie alle zu tödten.“ Auch verließ ein Edelmann, von Coligni's Anhang, Paris und sagte zum König, indem er von ihm Abschied nahm: „Ich fliehe, weil man uns zu viele Liebkosungen macht.“

(1572) Europa weiß zu gut, wie Karl IX. seine Schwester mit Heinrich von Navarra vermählte, um ihn ins Netz zu ziehen; durch welche Schwüre er ihn sicher machte, und mit welcher Wuth endlich dieses seit 2 Jahren ausgesonnene Gemetzel ausgeführt wurde. Der Pater Daniel sagt, Karl IX. habe gut Comödie gespielt, habe trefflich seine Person vorgestellt. Ich wiederhole nicht, was die ganze Welt von dieser abscheulichen Tragödie weiß; wo die eine Hälfte der Nation die andere würgte, den Dolch und das Crucifix in der Hand; der König selbst aus einer

Büchse auf die Unglücklichen, die flohen, schoß. Nur einige Besonderheiten will ich bemerken: die erste ist, daß, wenn man dem Herzog von Sülli, dem Geschichtschreiber Matthieu und so vielen Andern glaubt, Heinrich IV. ihnen oft erzählt hatte, als er einige Tage vor der Bartholomäusnacht mit dem Herzog von Alençon und dem Herzog von Guise Würfel spielte, so haben sie 2mal Blutflecken auf den Würfeln gesehn, und von Entsetzen ergriffen das Spiel verlassen. Der Jesuit Daniel, der diese Thatsachen wieder erzählt, sollte hinlängliche Kenntniß der Physik haben, um zu wissen, daß schwarze Punkte, wenn sie einen gewissen Winkel mit den Sonnenstralen bilden, roth erscheinen; das kann jeder Mensch beim Lesen erproben; und das ist es, auf was alle Wunder zurückkommen. Bei jener ganzen Handlung war gewiß kein anderes Wunder, als die Religionswuth, welche in reißende Thiere eine Nation umwandelte, die man oft so sanft und so leichtsinnig gesehen hat.

Der Jesuit Daniel wiederholt ferner, daß, als man Coligni's Leiche an den Galgen von Montfaucon gehangen hatte, Karl IX. hinausgegangen sey, um seine Augen an diesem Schauspiele zu weiden, und gesagt habe: „der Körper eines todten Feindes rieche immer gut:" er hätte hinzufügen sollen, daß dieses ein alter Spruch des Vitellius ist, welchen man auf den Einfall gekommen ist, Karl IX. zuzuschreiben. Das Auffallendste aber ist, daß der Pater Daniel glaubhaft machen will, das Blutbad sey durchaus nicht voraus überlegt worden. Es ist möglich, daß Zeit, Ort, Art, Zahl der dem Tod Verschriebenen nicht 2 Jahre hindurch verabredet worden sind: aber wahr ist, daß der Plan, die Partei auszurotten, schon sehr lange gefaßt war. Alles, was Mézerai berichtet, der ein besserer Franzos wie der Jesuit

Daniel, und ein in den letzten hundert Jahren der Monarchie ihn weit übertreffender Geschichtschreiber ist, gestattet nicht, darüber einen Zweifel zu hegen, und Daniel widerspricht sich selbst, da er ja Karl IX. das Lob gab, er habe gut Comödie gespielt, er habe seine Rolle gut gegeben.

Der Charakter eines Menschen, der Parteigeist, lassen sich an der Art erkennen, wie er Geschichte schreibt. Daniel sagt blos, man habe zu Rom „den Eifer des Königs und seine schreckliche Bestrafung der Ketzer" gelobt: Baronius dagegen sagt, dieser Auftritt sey nöthig gewesen. Der Hof befahl in allen Provinzen dasselbe Blutbad an, wie zu Paris: aber mehrere Befehlshaber weigerten sich, zu gehorchen. Ein Saint-Herem in Auvergne, ein la Guiche zu Mâçon, ein Vicomte von Orte zu Baionne, und mehrere Andere, schrieben Karl IX. den Inhalt dieser Worte: „ihm zu dienen würden sie das Leben opfern, allein Niemanden ermorden, um ihm zu gehorchen."

So unglückselig waren jene Zeiten, Schwärmerei oder Schrecken beherrschte so sehr die Gemüther, daß das Parlament von Paris verordnete, man solle jährlich am Bartholomäustage eine Prozession, um Gott zu danken, halten. Der Kanzler von l'Hôpital dachte weit anders, indem er schrieb: Excidat illa dies! Man warf l'Hôpital vor, daß er der Sohn eines Juden, daß er kein Christ im Grund des Herzens sey: aber es war ein gerechter Mann. Die Prozession unterblieb, und man scheute sich endlich, das Gedächtniß dessen zu heiligen, was auf ewig vergessen werden sollte. Allein in der Hitze der Begebenheit verlangte der Hof, daß das Parlament dem Admiral den Prozeß nach seinem Tode noch machte, und man gerichtlich zwei Edelleute, die seine Freunde

waren, Briquemaut und Cavagnes, verurtheilte: sie wurden, mit Coligni's Bildniß, nach dem Grèveplatz geschleift, und hingerichtet. Das war die höchste der Abscheulichkeiten, diesen gehäuften Meuchelmorden die Formen, welche man die der Gerechtigkeit nennt, hinzuzufügen.

Wenn es etwas Beklagenswertheres geben könnte, als die Bartholomäusnacht, so ist es, daß sie Bürgerkrieg gebar, statt allen Unruhen die Wurzel abzuschneiden. Die Calvinisten dachten im ganzen Königreich nur noch daran, ihr Leben theuer zu verkaufen. Mitten im Frieden hatte man 60,000 ihrer Brüder erwürgt: es blieben ihrer noch ungefähr 2 Millionen übrig, um Krieg zu führen. Neues Gemetzel von beiden Seiten folgte also auf die Mordscenen der Bartholomäusnacht. Die Belagerung von Sancerre war merkwürdig: die Geschichtschreiber sagen, die Reformirten haben sich dort wie die Juden in Jerusalem gegen Titus vertheidigt: sie unterlagen wie sie; sie erfuhren dort dieselbe äußerste Noth; und man berichtet, ein Vater und eine Mutter haben dort ihre eigene Tochter aufgegessen. Man sagte dasselbe späterhin von der Belagerung von Paris durch Heinrich IV.

Hundert und zwei und siebzigstes Kapitel.

Haupt-Besonderheiten des tridentinischen Concils.

Mitten in so viel Bürgerkriegen und Elend wurde das tridentinische Concil versammelt. Es war das

längste, das je gehalten wurde und das am wenigsten stürmische. Es bildete keine Kirchenspaltung, wie das Baseler; es zündete keine Scheiterhaufen an, wie das Costnitzer; es wollte nicht Kaiser absetzen, wie das Lyoner; es hütete sich, dem Lateranischen nachzuahmen, welches dem Grafen von Toulouse das Erbe seiner Väter wegnahm; noch weniger glich es dem Römischen, wo Gregor VII. ganz Europa in Brand steckte, indem er sich unterfing, den Kaiser Heinrich IV. aus dem Besitz seiner Länder zu treiben. Das dritte und vierte Concil von Constantinopel, das erste und zweite Nicäische waren Schauplätze der Zwietracht gewesen; die Tridentinische Kirchenversammlung war friedlich, oder wenigstens blieben ihre Streite ohne Aufsehen wie ohne Folgen.

Giebt es irgend eine geschichtliche Gewißheit, so findet man sie in dem, was über dieses Concil von Zeitgenossen geschrieben ward. Der berühmte Sarpi, dieser Vertheidiger der venetianischen Freiheit, bekannter unter dem Namen Fra-Paolo, und der Jesuit Pallavicini, sein Widersacher, stimmen im Wesentlichen der Thatsachen überein. Zwar zählt Pallavicini gegen Fra-Paolo 360 Irrthümer auf; allein was für Irrthümer? er wirft ihm Versehen in Jahreszahlen und Namen vor. Pallavicini selbst ist eben so vieler Fehler, wie sein Gegner, überwiesen worden; und wenn er Recht hat gegen ihn, so lohnt es nicht die Mühe, Recht zu haben. Was liegt daran, daß ein Brief von Leo X. im Jahr 1516 oder 1517 geschrieben worden? daß der Nuncius Arcimboldo, welcher so vielen Ablaß im Norden verkaufte, der Sohn eines mailändischen oder genuesischen Kaufmanns war? worauf es ankommt, ist, daß er mit Ablaß gehandelt hat. Man kümmert sich wenig darum, ob der Cardinal Martinusius Mönch vom Orden

des heiligen Basilius oder Eremit vom heiligen Paul war; aber man läßt sichs angelegen seyn, zu erfahren, ob dieser Vertheidiger Siebenbürgens wirklich auf Befehl Ferdinands I, des Bruders von Karl V, ermordet wurde. Kurz, Sarpi und Pallavicini haben beide die Wahrheit geredet, aber auf verschiedene Art; der eine als freier Mann und eines freien Senats Vertheidiger; der andere als Jesuit, der Cardinal zu werden wünschte.

Schon 1533 schlug Karl V. die Zusammenberufung dieser Kirchenversammlung dem Papst Clemens VII. vor, welcher, noch erschreckt von der Plünderung Roms und von seiner Gefangenschaft, fürchtend, daß der Umstand seiner Bastardgeburt ein Concil ihn abzusetzen erdreistete, diesen Vorschlag vereitelte, ohne daß er dem Kaiser eine abschlägige Antwort zu geben sich getraute. Der König Franz I. von Frankreich schlug Genf zum Versammlungsort gerade in der Zeit vor, als man da die Kirchenverbesserung zu predigen anfing (1540). Sehr wahrscheinlich ist, daß, wenn man das Concil zu Genf hielt, die Partei der Reformirten dadurch viel verloren hätte.

Während man zögert, verlangen die Protestanten Deutschlands ein Nationalconcil und stützen sich in ihrer Antwort an den Legaten Contarini auf die ausdrücklichen Worte: „Wenn zwei oder drei in meinem „Namen beisammen sind, so werde ich mitten unter „ihnen seyn." Man räumt ihnen ein, daß dieser Glaubensartikel Wahrheit spreche, allein, sagt man, wenn an 100,000 Orten der Erde zwei oder drei in diesem Namen beisammen sind, so könnten daraus 100,000 Concile und 100,000 verschiedene Glaubensbekenntnisse entstehen; in diesem Falle hätte nie eine Vereinigung Statt gefunden, allein vielleicht auch niemals Bürgerkrieg. Die Vielfachheit der verschiedenen Meinungen bringt nothwendig Duldung hervor.

Papst Paul III, Farnese, schlägt Vicenza vor: die Venetianer aber antworten, der Divan von Constantinopel würde an einer Versammlung von Christen im Venetianischen zu vielen Anstoß nehmen. Er schlägt Mantua vor; allein der gnädige Herr dieser Stadt fürchtet sich, eine fremde Besatzung darin aufzunehmen. Endlich entscheidet er sich für die Stadt Trient, wodurch er dem Kaiser gefallen wollte, dessen er sehr bedurfte: denn damals hoffte er, die Investitur des Mailändischen für seinen Bastard Peter Farnese zu erlangen, welchem er nachher Parma und Piacenza gab.

(1545) Endlich wird das Concil zusammenberufen durch eine Bulle „der Gewalt des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, der Apostel Peter und Paul, welche Gewalt der Papst auf Erden ausübt," worin der Kaiser, der König von Frankreich und die andern Fürsten gebeten wurden, auf das Concil zu kommen. Karl V. bezeugt seinen Unwillen, daß man sich untersteht, einen König, und besonders einen mit den Muselmännern verbundenen König ihm zur Seite zu setzen, nach allen Diensten, die der Kaiser der Kirche erzeigt hat. Er vergaß die Plünderung Roms.

Als der Papst Paul nicht mehr hoffen durfte, daß der Kaiser das Mailändische seinem Bastard geben würde, wollte er ihm die Investitur von Parma und Piacenza geben und glaubte hierzu der Hülfe Franz I. zu bedürfen. Um den zugleich von den Türken und den Protestanten bedrängten Kaiser einzuschüchtern, droht er Karl V. mit Dathans, Core's und Abirons Schicksal, wenn er sich der Lehnsreichung Parma's widersetze; und fügt hinzu, „die Juden seyen zerstreut, weil sie den Herrn zum Tode geführt," und „die Griechen seyen in Knechtschaft verfallen, weil sie dem Statthalter getrotzt haben." Allein die Statthalter Gottes brauchten nicht so viele Bastarde zu haben.

Nach vielen Ränken versöhnen Kaiser und Papst sich wieder. Karl erlaubt, daß der Bastard des Papstes in Parma regiere; und Paul schickt drei Legaten, um zu Trient das Concil zu eröffnen, das er in Rom leiten soll. Diese Legaten haben eine Zeichenschrift mit dem Papst; diese Erfindung war damals noch sehr selten, und die Italiener haben sie zuerst angewandt.

Die Legaten und der Erzbischof von Trient fangen damit an, daß sie 3 Jahre und 160 Tage zur Befreiung aus dem Fegefeuer einem jeden geben, der bei der Eröffnung des Concils in der Stadt seyn wird.

(1545) Der Papst verbietet durch eine Bulle, daß irgend ein Prälat durch einen Bevollmächtigten erscheine, und alsobald kommen die Bevollmächtigten des Erzbischofs von Mainz an und werden gut aufgenommen. Dieses Gesetz betraf ja nicht die Fürstbischöfe in Deutschland, auf deren Zufriedenheit so viel ankam.

Paul III. belehnt, unter Karls V. Verstattung, seinen Sohn Peter Ludwig Farnese mit dem Herzogthum Parma und Piacenza und setzt ein Jubeljahr an.

Das Concil wird mit der Predigt des Bischofs von Bitonto eröffnet. Dieser Prälat beweist, ein Concil sey nothwendig, erstens, „weil mehrere Con„cile Kaiser und Könige abgesetzt haben; zweitens, „weil in der Aeneide Jupiter den Rath der Götter „versammelt hat. Er sagt, bei der Schöpfung des „Menschen und beim Thurmbau zu Babel habe Gott „in der Form eines Concils verfahren, und alle Prä„laten müssen sich nach Trient wie in das trojani„sche Pferd begeben; endlich, die Pforte des Con„cils und des Paradieses sey die nehmliche; das le„bendige Wasser fließt daraus her, die Väter müssen „ihre Herzen damit benetzen, wie dürres Land; wo „nicht, so wird der heilige Geist ihnen das Maul „aufsperren, wie dem Balaam und Kaiphas.“

So eine Rede scheint zu widerlegen, was wir vom Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien gesagt haben: allein dieser Bischof von Bitonto war ein Mönch aus dem Mailändischen: ein Florentiner, ein Römer, ein Zögling der Bembo und der Caza würde nicht so geredet haben. Man muß bedenken, daß der in mehrern Städten aufgekommene gute Geschmack sich zu keiner Zeit in alle Provinzen verbreitet hat.

(1546) Das Erste, was das Concil verordnete, war, die Prälaten sollten ihr Amtskleid beständig tragen. Gewöhnlich kleideten sie sich damals weltlich, außer, wenn sie das Amt verrichteten.

Wenig Prälaten waren damals auf dem Concil, und die meisten Bischöfe der großen Sitze brachten Theologen mit, die für sie sprachen. Auch vom Papst angestellte Theologen waren da.

Fast alle diese Theologen waren Franciscaner oder Dominicaner. Sie stritten über die Erbsünde, was auch die Großbotschafter des Kaisers sagen mochten, welche sich vergeblich dagegen als unnütze Streite auflehnten. Sie machten sich an die große Frage, ob die Jungfrau, Christi Mutter, unter der Herrschaft der Sünde Adams zur Welt gekommen sey. Der Franciscaner Feinde, die Dominicaner, behaupteten beständig mit dem heiligen Thomas, sie sey in Sünden empfangen worden. Der Streit dauerte lange Zeit lebhaft fort, und das Concil beendigte ihn nur, indem es festsetzte, die Jungfrau werde in die allen Menschen gemeine Erbsünde nicht mitbegriffen, aber auch nicht davon ausgenommen.

Darauf verlangt der Bischof von Clermont, Düprat, man solle für den König von Frankreich eben so wie für den Kaiser beten, weil der König auf das Concil eingeladen sey; man schlägt es ihm jedoch unter dem Vorwande ab, dann hätte man auch für

die andern Könige beten müssen und dabei diejenigen übler Laune gemacht, die man zuletzt genannt hätte. Ihr gegenseitiger Rang war nicht mehr bestimmt, wie er es vormals gewesen.

(1546) Peter Danès kommt als Großbotschafter von Frankreich an. Da war es, wo er in einer der Versammlungen jene bekannte Antwort einem italienischen Bischof gab, der, nachdem er seine Rede mit angehört hatte, ausrief: „Wahrlich, dieser Hahn hat einen hübschen Ruf." Im Lateinischen, was dieser Bischof sprach, bedeuten die Wörter Hahn und Franzose dasselbe. Auf dieses frostige Wortspiel antwortete Danès: „Wollte Gott, daß Petrus in sich ginge beim Hahnenruf!"

Hier läßt sich auch der Name des Don Bartholomäus von den Märtyrern, Primaten von Portugal, anbringen, welcher von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung sagte: „Die sehr erlauchten Cardinäle „müssen auf sehr erlauchte Weise umgestaltet werden."

Die Bischöfe räumten nur ungern den Cardinälen den Vorrang ein, welche sie nicht mit in die Hierarchie der Kirche zählten, und die Cardinäle selbst nahmen damals noch nicht den Titel Eminenz an, den sie sich erst unter Urban VIII. gaben. Man kann noch bemerken, daß alle Väter und Theologen des Concils in den Sitzungen lateinisch sprachen; sie hatten jedoch einige Mühe, einander zu verstehen, da ein Pole, ein Engländer, ein Deutscher, ein Franzos, ein Italiener, alle eine sehr verschiedene Aussprache hatten.

(1546) Eine der wichtigsten Fragen, die verhandelt wurden, war die, ob die Bischöfe kraft göttlichen Rechtes ihren Stuhl besäßen und eingesetzt wären. Beinahe alle Prälaten, mit Ausnahme der dem Papst besonders anhänglichen italienischen,

bestanden auf der Entscheidung, daß ihre Einsetzung göttlich sey, indem, wenn sie es nicht wäre, sie ja kein Recht zur Verdammung der Protestanten hätten. Allein, auf der andern Seite, wie konnten sie, die vom Papst ihre Bulle erhielten, blos kraft göttlichen Rechtes eingesetzt seyn? Und wenn das Concil die göttliche Einsetzung ihnen zugestand, so war der Papst nur noch ein Bischof, wie sie; sein Stuhl war der erste in der lateinischen Kirche, aber nicht mehr der Ursprung aller übrigen geistlichen Gewalten; er verlor sein Ansehen: und diese Frage, die anfangs rein theologisch schien, hing in der That mit der zartesten Politik zusammen. Sie wurde lange mit vieler Beredtsamkeit verhandelt, und keiner der Päpste, unter welchen dieses lange Concil gehalten wurde, litt, daß man sie entschiede.

Die Gegenstände der Vorherbestimmung und der Gnade beschäftigten die Versammlung lange Zeit. Die Beschlüsse wurden gefaßt, Dominicus von Soto, ein Theolog auf diesem Concil, legte sie zu Gunsten der Meinung der Dominicaner in 3 Foliobänden aus: allein der Bruder Andreas Vega erklärte sie in 15 Bänden den Franciscanern nach Wunsch.

Die Lehre von den 7 Sacramenten erfuhr eine lange aufmerksame Untersuchung und erregte gar keinen Streit.

Nachdem man diese Lehre in der Gestalt festgesetzt hatte, wie sie bei der ganzen lateinischen Kirche angenommen ist, ging man auf die Mehrfachheit der Pfründen, einen leichter verletzenden Fragpunkt, über. Mehrere Stimmen setzen dem längst eingeführten Mißbrauch so vieler in derselben Hand gehäufter Prälaturen sich entgegen. Man frischt die zu Zeiten Clemens VII. erhobenen Klagen wieder auf, welcher im Jahr 1534 seinem Neffen, dem Cardinal Hippolyt,

den Genuß aller Pfründen der Erde gab, die in den nächsten 6 Monaten zur Erledigung kommen würden.

Papst Paul III. will die Entscheidung dieser Frage sich vorbehalten; allein die Väter schreiten zum Beschluß, daß man zwei Bisthümer nicht auf einmal besitzen könne, bestimmen jedoch, man könne es mit Dispensation von Rom; und diese eben hat man den deutschen Prälaten niemals versagt: so ist es gekommen, daß ein Geistlicher nie zwei Pfarreien, von hundert Thalern jede, genießt und ein Prälat Bisthümer von mehrern Millionen besitzt. Das Beßte aller Fürsten und aller Völker erforderte die Ausrottung dieses Mißbrauchs; dennoch ist er gut geheißen.

Als dieser Fragepunkt die Gemüther etwas erbittert hatte, so versetzt Paul III. das Concil von Trient nach Bologna, wegen der Krankheiten, die zu Trient herrschen, sagte er.

Während der beiden ersten Sitzungen des Concils zu Bologna wird der Bastard des Papstes, der durch seine schamlosen Ausschweifungen und Räubereien unerträglich gewordene Herzog von Parma, Peter Ludwig Farnese, zu Piacenza ermordet, so wie vorher dem Herzog Como von Medicis zu Florenz, Julian vor diesem Como, dem Herzog Galeas zu Mailand und so vielen andern neuen Fürsten geschehen war. Es ist nicht erwiesen, daß Karl V. an dieser Mordthat Antheil hatte, aber er nahm ihre Frucht gleich den andern Tag in Empfang; der Regierungsverwalter von Mailand bemächtigte sich Piacenza's im Namen des Kaisers.

(1548) Man kann ermessen, ob dieser Mord und die Raschheit, mit der man dem Papst die Stadt Piacenza wegnahm, zwischen dem Kaiser und Paul III. Mißhelligkeiten hervorbrachte: diese Zwiste flossen

auf das Concil ein. Die wenigen zu Trient zurückgebliebenen kaiserlichen Bischöfe wollten die Väter von Bologna nicht anerkennen.

Karl V, der nach seinem berühmten Siege bei Mühlberg im Jahr 1547 über die protestantischen Fürsten von Gelingen zu Gelingen schritt, suchte nun, da er mit dem Papste uneins war und von dem entzweiten Concil nichts mehr zu hoffen hatte, dasjenige selbst zu Stande zu bringen, was diesem Concil nicht gelungen war, die, wenigstens zeitweilige, Vereinigung der Katholiken und Protestanten Deutschlands. Er setzt die Theologen aller Parteien in Thätigkeit; er läßt seinen Inhalts und jene, in Erwartung einer bessern, einstweilige Glaubensnorm, sein Interim, bekannt machen. Nicht erklärt hatte er sich hierdurch zum Kirchenoberhaupt, wie der englische König Heinrich VIII, sondern wirklich gewesen wäre er es in Folge jener Gesetze, wenn nur die Deutschen ebensoviel Gelehrigkeit wie die Engländer bewiesen hätten.

Die Grundlage jenes Interim ist die römische Lehre, aber gemildert und in Ausdrücken aus einander gesetzt, welche die Reformatoren nicht mürrisch machen können; man verstattet den Laien den Wein in der Communion; man verstattet den Priestern die Ehe. Für die Befriedigung eines Jeden war gesorgt, wenn nur der Geist der Zwietracht je befriedigt werden könnte; allein weder die Katholiken, noch die Protestanten waren zufrieden gestellt. Paul III. (1548), der gegen diese Unternehmung losbrechen konnte, beobachtete Stillschweigen: er sah voraus, daß sie von selbst einstürzen würde; und wenn er es wagen wollte, sich der Waffen eines Gregor VII. und eines Innocens IV. gegen den Kaiser zu bedienen, so mußte er vor dem Beispiel Englands und der Macht Karls erzittern.

Andere, und, weil es häusliche sind, dringendere

Sorgen verkümmern dem Papst das Leben. Die Angelegenheit von Parma und Piacenza war eine der dornenvollsten und der wunderlichsten: Karl V, als Herr der Lombardei, hat eben erst Piacenza mit diesem Krongut verbunden, und kann auch Parma damit verbinden.

Der Papst dagegen will Parma zu dem Kirchenstaat schlagen und dafür seinem Enkel, Octavio Farnese, einen Gleichwerth geben. Dieser Prinz hat eine natürliche Tochter Karls V. geheirathet, der ihm Piacenza wegnimmt; er ist ein Enkel des Papstes, der ihm Parma entziehen will: zu gleicher Zeit von seinen beiden Großvätern verfolgt, entschließt er sich, die Hülfe Frankreichs zu erflehen und seinem Ahnherrn, dem Papst, sich zu widersetzen. So betrifft denn auf dem Concil von Trient die Unenthaltsamkeit des Papstes und des Kaisers der wichtigste Streit; bringen ihre Bastarde auf demselben die gewaltsamsten Ränke zuwege, während mönchische Theologen argumentiren. Der Papst stirbt, von Schmerz ergriffen, wie fast alle Gebieter mitten in den Unruhen, die sie erregt haben, und deren Ende sie nicht sehen. Große Vorwürfe, und vielleicht viele Verläumdungen, verunehren sein Angedenken.

(1551) Johann del Monte, Julius III, wird gewählt, und willigt in die Zurückverlegung des Concils nach Trient: noch immerfort aber durchkreuzt der Streit über Parma das Concil. Octavio Farnese verharrt dabei, Parma der Kirche nicht zurückgeben zu wollen: Karl V. besteht darauf, Piacenza behalten zu wollen, trotz den Thränen seiner Tochter Margarethe, Octavio's Gemalin. Eine andere Bastardtochter wirft sich dem Concil in den Weg und zieht den Krieg nach Italien: es ist die Frau eines Bruders von Octavio, die Tochter des französischen Königs Heinrichs II.

und der Herzogin von Valentinois. Leicht bewegt sie ihren Vater, sich in den Streit zu mischen. König Heinrich nimmt also die Farnese gegen den Kaiser und gegen den Papst in Schutz; und derselbe, der in Frankreich die Protestanten verbrennen läßt, widersetzt sich der Haltung eines Concils gegen die Protestanten.

Während der sehr christliche König sich gegen das Concil erklärt, schicken einige protestantische Fürsten ihre Gesandten dahin, wie der neue Herzog von Sachsen, Moritz, ein Herzog von Würtemberg, und nachher der Churfürst von Brandenburg; allein, da diese Minister wenig ihren Erwartungen Entsprechendes fanden, kehrten sie bald wieder zurück. Auch der König von Frankreich schickt einen Botschafter hin, Jacques Amyot, der durch seine naive Uebersetzung Plutarchs bekannter, als durch diese Gesandtschaft ist: er kommt aber nur an, um gegen die Versammlung zu protestiren.

(1551) Indessen nehmen zwei Churfürsten, Mainz und Trier, ihren Sitz unterhalb den Legaten: zwei Cardinallegaten, zwei Nuncien, zwei Großbotschafter Karls V, einer des römischen Königs, einige italienische, spanische, deutsche Prälaten geben dem Concil seine Thätigkeit wieder.

Die Franciscaner und Dominicaner spalten aufs neue der Väter Meinungen über das Abendmal, wie über die Vorherbestimmung. Die Franciscaner behaupten, der Leib Gottes gehe in der Communion aus einem Ort in den andern über: die Dominicaner bleiben dabei, er gehe nicht aus einem Ort in den andern über, sondern entstehe in einem Augenblick aus dem verwandelten Brote.

Die Entscheidung der Väter lautet, daß der göttliche Leib unter der Gestalt des Brotes, und sein Blut

unter der Gestalt des Weines vorhanden sey; daß Leib und Blut zugleich und ganz in jeder der beiden Gestalten vorhanden seyen, und in gleicher Maaße in einem Augenblick aufs neue in jedem Theilchen und jedem Tropfen hervorgebracht werden, welchen man deswegen göttliche Ehre erzeigen müsse.

Unter der Zeit reisen Karls V. Sohn, Prinz Philipp, nachher König von Spanien, und der Erbprinz von Savoyen durch Trient. Einige schöne Bücher über Künste sagen, „die Väter haben diesen Prinzen einen Ball gegeben, der Cardinal von „Mantua habe den Ball eröffnet und die Väter haben „mit vieler Würde und Sittsamkeit getanzt:" man führt über diese Thatsache den Cardinal Pallavicini an; und um zu zeigen, daß der Tanz nichts Profanes sey, beruft man sich auf das Stillschweigen des Fra-Paolo (1552), der über diesen Ball des Concils nicht das Urtheil spricht.

Wahr ist es, daß bei den Hebräern und den Heiden der Tanz oft einen Theil des Gottesdienstes bildete: auch sagt der heilige Augustin in seinen Briefen, daß Christus, nachdem er die jüdischen Ostern gehalten, gesungen und getanzt habe; aber unwahr ist, daß, wie man behauptet, Pallavicini von diesem Tanz der Väter rede. Man beruft sich umsonst auf die Nachsicht des Fra-Paolo: wenn er über diesen Ball nicht das Urtheil spricht, so kommt das blos daher, weil die Väter in der That nicht getanzt haben. Pallavicini, in seinem XI. Buche, Kapitel XV, sagt nur, nach einem prächtigen Mahle, welches der Präsident des Concils, der Cardinal von Mantua, in einem 300 Schritte von der Stadt eigens erbauten Saal gegeben, seyen Vergnügungen gehalten worden, Kämpfe und Tänze: keineswegs sagt er, daß der Präsident und das Concil getanzt haben.

Mitten unter diesen Vergnügungen und ernsteren Beschäftigungen des Concils läßt Ferdinand I, König von Ungarn, Karls V. Bruder, den Cardinal Martinusius in Ungarn ermorden. Bei dieser Nachricht ist das Concil voll Unwillen und Bestürzung. Die Väter übermachen die Erkenntniß über dieses Verbrechen an den Papst, der darüber nicht erkennen kann: man lebt nicht mehr in der Zeit eines Thomas Becquet und eines Heinrich II. von England.

Julius III. thut die Mörder, welche Italiener waren, in Kirchenbann und erklärt nach einiger Zeit den König Ferdinand, des mächtigen Karls V. Bruder, für frei von Rüge. Die Ermordung des berühmten Martinusius gehört in die große Zahl der unbestraften Mordthaten, welche die menschliche Natur entehren.

Weiter aussehende Unternehmungen bringen das Concil außer Fassung. Die bei Mühlberg aufs Haupt geschlagene protestantische Partei gewinnt frische Kräfte, steht unter Waffen; der neue Churfürst von Sachsen, Moritz, belagert Augsburg (1552). Der Kaiser wird in den Engpässen Tyrols überfallen; zur Flucht genöthigt mit seinem Bruder Ferdinand, verliert er die ganze Frucht seiner Siege. Die Türken bedrohen Ungarn: der, während er in seinem Königreich die Ketzer verbrennen läßt, noch immerfort mit den Türken und Protestanten verbündete Heinrich II. schickt Truppen nach Deutschland und Italien. Die Väter fliehen eiligst aus Trient, und das Concil sinkt auf 10 Jahre lang in Vergessenheit.

(1560) Endlich erweckt Pius IV, Medechino, der aus dem Hause dieser großen Kaufleute und großen Fürsten, der Medicis, abstammen wollte, das Tridentiner Concil wieder auf. Alle christlichen Fürsten ladet er ein, sogar an die zu Naumburg in Sachsen versammelten protestantischen Fürsten schickt er Nuncien

ab. „An meinen lieben Sohn," schreibt er an sie; allein diese Fürsten erkennen ihn nicht für ihren Vater und nehmen seine Briefe nicht an.

(1562) Mit einer Prozession von 112 Bischöfen zwischen zwei Reihen Musquetiere hebt das Concil wieder an. Ein Bischof von Reggio predigt mit mehr Beredtsamkeit, als erstmals der Bischof von Bitonto. Man kann nicht die Macht der Kirche höher erheben: er setzt ihre Gewalt der göttlichen gleich; denn, sagt er, die Kirche hat die Beschneidung und den Sabbat abgeschafft, die Gott selbst angeordnet hatte *). In den 2 Jahren 1562 und 63, welche hindurch das wieder aufgenommene Concil dauerte, erheben sich beinah immer Zwiste unter den Gesandten über den Vorsitz. Die Baierischen Botschafter wollen vor den Venetianischen den Vorrang haben: nach langem Streit geben sie endlich nach.

(1562) Die Abgeordneten der katholischen Schweizerkantone verlangen den Vorsitz vor den Gesandten des Herzogs von Florenz, und erhalten ihn. Einer dieser schweizerischen Sendmänner, Namens Melchior Luci, sagt, er sey bereit, mit seinem Schwert das Concil zu vertheidigen, und die Feinde der Kirche so zu behandeln, wie seine Landsleute dem Pfarrer Zwingli und seinen Anhängern gethan, welche sie für die gute Sache getödtet und verbrannt hatten.

Der ernstlichste Zwist aber fiel zwischen den Großbothschaftern Frankreichs und Spaniens vor. Der

*) Dieser Bischof sprach wahrer, als er zu sprechen glaubte; denn Jesus predigte nichts als Gehorsam der jüdischen Religion, und hat nie etwas von demjenigen anbefohlen, was bei den Christen üblich ist: das ist augenscheinlich.

Großbothschafter Philipps II. von Spanien, der Graf von Luna, will in der Messe beräuchert werden und den Kelchteller küssen, ehe der Großbothschafter Frankreichs, Ferrier, dazu komme: da er diese Auszeichnung nicht erlangen kann, stimmt er sich etwas herab und erklärt, er wolle zugeben, daß man zu gleicher Zeit 2 Kelchteller und 2 Räucherfässer gebrauche: Ferrier war unbeugsam. Man bedroht sich von beiden Seiten: das Amt wird unterbrochen, die Kirche mit Lärm erfüllt. Man legt endlich diesen Streit bei, indem man die Ceremonie des Rauchfasses und des Kusses auf den Kelchteller ganz wegläßt.

Andere Schwierigkeiten noch verzögerten die Untersuchung der theologischen Fragen. Die Gesandten von Kaiser Ferdinand, Nachfolger Karls V, verlangen, die Versammlung solle ein neues Concil, und nicht die Fortsetzung des ersten seyn. Die Legaten schlagen einen Mittelweg ein und sagen: „wir setzen das Concil fort, indem wir es ansagen, und wir sagen es an, indem wir es fortsetzen."

Die große Frage über die Einsetzung und Gewaltführung der Bischöfe kraft göttlichen Rechtes erneuert sich mit Hitze: die spanischen Bischöfe, denen einige aus Frankreich angekommene Prälaten beistehen, vertheidigen ihre Ansprüche; bei dieser Gelegenheit eben beklagten sie sich, daß der heilige Geist immer im Felleisen des Postreiters ankomme; berühmtes Bonmot, das ein Triumph für die Protestanten war.

Durch die Widersetzlichkeit der Bischöfe aufgebracht, nennt Pius IV. die Ultramontaner Feinde des heiligen Stuhles; er werde eine Million Goldkronen zu Hülfe ziehen. Die spanischen Prälaten führen laute Klage, daß die italienischen Prälaten die Rechte der Bischofswürde im Stiche lassen, und vom Papst monatlich 60 Goldkronen bekommen: die Mehrzahl

der italienischen Prälaten war arm, und der heilige Stuhl zu Rom, reicher wie alle Bischöfe des Concils zusammen, konnte mit Wohlanstand sie unterstützen; freilich sind die Empfänger immer der Meinung des Gebers.

Pius IV. bietet der Regentin von Frankreich, Katharina von Medicis, 100,000 Goldkronen und 100,000 andere Kronthaler zum Darlehn sammt einem Corps katholischer Deutscher und Schweizer an, wenn sie die Hugenotten in Frankreich ausrotten und den Bischof von Valence Montlüc, der dieselben zu begünstigen im Verdachte stand, zugleich mit dem Kanzler von l'Hôpital in die Bastille schließen wolle, welcher der Sohn eines Juden, aber der größte Mann in Frankreich war, wenn anders dieser Titel dem Geiste, der Kenntniß und der Rechtschaffenheit zusammen gebührt. Ferner verlangt der Papst, es sollen alle Gesetze der französischen Parlamenter über alles, was die Kirche betrifft, abgeschafft werden (1562); und in der Erwartung dieser Dinge giebt er 25,000 Kronthaler zum voraus. Die Demüthigung, dieses Almosen von 25,000 Kronthaler anzunehmen, zeigt, in welchen Abgrund von Elend die Regierung Frankreichs damals gestürzt war.

Größer jedoch war die Schmach, als der Cardinal von Lothringen mit einigen französischen Bischöfen auf dem Concil endlich ankam und sein Erstes eine Klage war, daß der Papst nur 25,000 Kronthaler seinem Herrn und König gegeben habe. Da nun eben vergleicht der Gesandte Ferrier in seiner Rede an das Concil das Kind Karl IX. mit dem Kaiser Constantin. Jeder Gesandte ermangelte nicht, dieselbe Vergleichung zu Gunsten seines Landesherrn anzuwenden: keiner durfte sie füglich anstellen: allein Constantin erhielt niemals von einem Papst 25,000 Kronthaler Hülfgel-

der, und es war einiger Unterschied zwischen einem Kind, dessen Mutter in einem Theile der Gallien Regentin war, und einem Kaiser des Orients und Occidents.

Ferdinands Gesandten am Concil klagten indessen mit Bitterkeit darüber, daß der Papst Frankreich Geld versprochen habe; sie verlangten, das Concil solle des Papstes Machtgebiet und seinen Hof abändern; es dürfen höchstens nur 24 Cardinäle seyn, so wie das Baseler Concil es festgesetzt hätte (1562); sie bedachten nicht, daß diese kleine Zahl ihnen desto größeres Ansehen verlieh. Ferdinand I. verlangte außerdem, daß die Geistlichen jeder Nation in der Landessprache Messe lesen sollten, daß der Kelch auch den Laien verstattet würde, und daß man den deutschen Fürsten die Kirchengüter, deren sie sich bemächtigt hätten, zu eigen ließe.

Solche Vorschläge machte man, wenn man mit dem römischen Stuhl unzufrieden war, und vergaß sie, wenn man sich einander wieder genähert hatte.

Der Streit wegen des Kelches dauerte lange fort. Mehrere Theologen behaupteten, er sey nicht nöthig bei der Communion; das Manna der Wüste, ein Bild des Abendmals, sey, ohne zu trinken, gegessen worden; Jonathan habe nicht getrunken, als er seinen Honig aß; Christus habe, indem er das Brot den Aposteln reichte, sie als Laien behandelt, und sie zu Priestern gemacht, indem er ihnen den Wein gegeben. Diese Streitfrage wurde vor der Ankunft des Cardinals von Lothringen schon entschieden: nachher aber stellte man es dem Papste frei, den Laien den Wein zu gewähren, oder zu versagen, wie er es passender fände.

Die Streitfrage über das göttliche Recht erneuerte sich immer wieder und spaltete das Concil. Bei dieser Gelegenheit sprach der Jesuit Lainez, Nachfolger des

Ignaz in der Generalswürde seines Ordens, und Theolog des Papstes am Concil: „die andern Kirchen „können nicht den römischen Hof abändern, weil der „Sclav nicht über seinen Herrn ist.“

Die italienischen Bischöfe waren seiner Meinung; sie erkannten ein göttliches Recht nur beim Papste an. Die mit dem Cardinal von Lothringen gekommenen französischen Bischöfe verbanden sich mit den spanischen gegen den Hof zu Rom: und die italienischen Prälaten sagten, das Concil sey della rogna spagnuola nel mal francese gefallen.

(1563) Man mußte unterhandeln, Ränke schmieden, Geld austheilen. Die Legate gewannen so viel als möglich die fremden Theologen: besonders diente ein gewisser Hugonis, Doctor der Sorbonne, ihnen als Spion: es ist bewahrheitet worden, daß er 50 Goldkronen von einem Bischof von Vintimiglia erhalten hatte, um Rechenschaft von den Geheimnissen des Cardinals von Lothringen zu geben.

Der französische Hof war damals durch die Religions- und politischen Streite so sehr erschöpft, daß er nicht einmal seine Theologen auf dem Concil bezahlen konnte: sie reisen sämmtlich nach Frankreich zurück, mit Ausnahme jenes im Solde des Legaten stehenden Hugonis; neun französische Bischöfe hatten das Concil schon verlassen, es blieben ihrer nur noch acht zurück.

Die Religionsstreitigkeiten verursachten damals in Frankreich Blutvergießen, wie sie zu Karls V. Zeiten Deutschland mit Blut überschwemmt hatten. Ein vorübergehender Friede war mit der protestantischen Partei im Monat März dieses Jahres 1563 unterzeichnet worden. Erzürnt über diesen Frieden läßt der Papst durch die Inquisition zu Rom über den Cardinal von Châtillon, Bischof von Beauvais, einen

erklärten Hugenotten, das Urtheil sprechen: begreift aber 10 andere Bischöfe Frankreichs mit in dieser Verurtheilung, und man sieht diese Bischöfe nicht ihren Höherruf an das Concil nehmen; einige begnügen sich, ihn an die Parlamenter des Königreichs zu richten; mit einem Worte, keine Versammlung des Concils verlangte die Wiederaufhebung dieses Gewaltstreichs.

(1563) Diese Zeit ergreifen die Väter, um einen Beschluß gegen alle Fürsten zu fassen, welche die Geistlichen richten und von ihnen Steuern verlangen möchten. Da alle Gesandten diesem Beschluß sich widersetzen, geht er nicht durch. Der Streit wird hitziger; der französische Gesandte Ferrier sagte in diesem Getöse: „Wenn Jesus Christus nahe ist, so müßt ihr nicht rufen wie die Teufel: Sende uns in eine Heerde Säue." Man sieht nicht recht, welche Beziehung die Heerde Säue mit diesem Streite haben konnte.

Nach so mannigfaltigen, immer hitzigen und durch der Legaten Klugheit immer beschwichtigten Zänkereien, dringt man auf die Schließung des Concils. In der 24ten Sitzung faßt man den Schluß, daß das Band der Ehe seit Adams Zeit lebenslänglich gewesen, seit Christus zum Sacrament geworden sey, daß es durch Ehebruch nicht aufgelöst und nur durch die Verwandtschaft bis zum 4ten Grade vernichtet werden könne, außer, wenn Dispensation vom Papst da sey. Die Protestanten hingegen dachten, man dürfe seine Base heirathen und eine ehebrecherische Frau verlassen, um eine andere zu nehmen.

In derselben Sitzung erklärt die Kirchenversammlung, die Bischöfe können in peinlichen Sachen nur vom Papst gerichtet werden, und nur er könne, wenn es nöthig sey, ihnen Bischöfe zu Richtern bestellen. Diese Rechtsgelehrsamkeit gilt in den meisten Ländern nicht, und vor allen nicht in Frankreich.

BIBLIOTHECA CIVITATIS

(1563) In der letzten Sitzung spricht man Anathema aus gegen die, welche die Anrufung der Heiligen verwerfen, welche behaupten, nur Gott allein müsse man anrufen und denken, daß Gott nicht diesen schwachen und beschränkten Fürsten ähnlich sey, zu denen man nur mittelst ihrer Höflinge gelangen kann.

Anathema gegen die, welche die Reliquien nicht verehren, welche denken, daß die Gebeine der Verstorbenen mit dem Geiste, der sie belebte, nichts gemein und solche Gebeine gar keine Kraft haben. Anathema gegen die, welche das Fegfeuer läugnen, eine alte Glaubenslehre der Aegyptier, Griechen und Römer, welche die Kirche geheiligt hat, und welche Einige einem gerechten und gnädigen Gott, der züchtigt und verzeiht, für angemessener erachten, als die ewige Hölle, welche das unendliche Wesen als unendlich unversöhnlich anzukündigen scheint.

Bei allen diesen Anathemen werden weder die Völker des Augsburgischen Bekenntnisses, noch der Zwinglischen und Calvinischen Gemeine, noch die Anglikanischen besonders genannt.

Noch erlaubt dieselbe Sitzung den Mönchen im 16ten und den Nonnen im 14ten Jahre Gelübde zu thun. Man betrachtet diese Verstattung für die Erhaltung der Ordnung im Staate als sehr nachtheilig; allein ohne sie würden die Klosterorden bald vernichtet seyn.

Man vertheidigt die Gültigkeit der Ablaßbriefe, der ersten Quelle aller Streitigkeiten, wegen welcher dieses Concil zusammen berufen worden, und verbietet, sie zu verkaufen: indessen verkauft man sie noch immer zu Rom, aber sehr wohlfeil; Höckenverkauf treibt man damit in einigen katholischen Schweizerkantonen, wo das Stück zu 4 Sous fortgeht. Der Hauptgewinn wird damit im spanischen Amerika gemacht, wo das

Volk reicher und unwissender ist, als in den kleinen Kantonen.

(1563) Man schließt endlich damit, daß man den Bischöfen anempfiehlt, den Ministern der Könige und den Großen des Reichs nie den Vorsitz einzuräumen. So hat die Kirche immer gedacht.

Unterschrieben wird das Concil von 4 päpstlichen Legaten, 11 Cardinälen, 25 Erzbischöfen, 168 Bischöfen, 7 Aebten, 39 Sachwaltern abwesender Bischöfe und 7 Ordensgenerälen.

Man bediente sich dabei nicht der Worte: „Es hat dem heiligen Geist und uns gut geschienen," sondern: „In Gegenwart des heiligen Geistes hat es uns „gut geschienen." Diese Formel ist nicht so kühn.

Der Cardinal von Lothringen erneuerte den alten Zuruf bei den ersten griechischen Concilien; er rief: „Lange Jahre dem Papst, dem Kaiser und den Königen!" Die Väter riefen dieselben Worte nach. In Frankreich aber beklagte man sich darüber, daß er nicht seinen Herrn und König besonders genannt habe, und damals schon sah man, wie sehr dieser Cardinal sich fürchtete, Philipp II. zu beleidigen, welcher die Stütze der Ligue war.

So endigte sich dieses Concil, welches mit seinen Unterbrechungen seit seiner Zusammenberufung den Zeitraum von 21 Jahren durchdauerte. Die Theologen hatten keine Stimme in der Berathung, sondern erklärten bloß die Glaubenssätze; die Prälaten fällten das Urtheil, und die Legaten des Papstes leiteten sie; sie beschwichtigten die Mürrischen, besänftigten die Erbitterten, vereitelten alles, was den römischen Hof beleidigen konnte und behielten immer die Oberhand.

Hundert und drei und siebzigstes Kapitel.

Frankreich unter Heinrich III. Seine Verpflanzung nach Polen. Seine Flucht; seine Zurückkunft nach Frankreich. Charakter der Zeit. Ligue. Meuchelmorde. Ermordung des Königs. Merkwürdige Anekdoten.

Mitten in diesen Unfällen und diesen Zwisten wird der Herzog von Anjou, welcher einigen Ruhm in Europa in den Schlachten bei Jarnac und bei Moncontour erworben hatte, zum König von Polen erwählt (1573). Diese Ehre betrachtete er nur wie eine Verbannung. Man berief ihn zu einem Volke, dessen Sprache er nicht verstand, welches damals noch für barbarisch angesehen wurde, und welches, zwar weniger unglücklich, wie die Franzosen, weniger von Religionsschwärmerei ergriffen, weniger unruhig, doch auch bei weitem roher war. Der Jahrgehalt des Herzogs von Anjou trug ihm mehr ein, als die Krone Polens: er belief sich auf 1,200,000 Livres, und jenes entfernte Königreich war so arm, daß in dem Wahldiplom man, wie eine wesentliche Clausel, festsetzte, der Herzog solle diese 1,200,000 Livres in Polen verbrauchen. Er reist also aus seinem Vaterlande fort, um mit schmerzlichen Gefühlen diese fremde Erde aufzusuchen. Doch hatte er nichts von dem, was Frankreich ihm bot, zu bedauern: der Hof, den er verließ, war eben so vielen Spaltungen zum Raub, wie der übrige Staat: jeder Tag brachte nur wirkliche oder geargwohnte Verräthereien mit, Duelle, Meuchelmorde, Verhaftungen ohne

Form und ohne Grund, schlimmer wie die Unruhen des Staats, welche ihre Ursache waren. Man sah nicht auf dem Schaffot so viele ansehnliche Häupter fallen, wie in England; aber mehr heimliche Morde fielen vor, und man fing an, das Gift zu kennen.

Indessen, als die Großbotschafter Polens, um Heinrich III. zu huldigen, nach Paris kamen, gab man ihnen das glänzendste und erfindungsreichste Fest. Die Gemüthsart und die Anmuth der Nation drangen noch durch so vielen Jammer und Wuth hindurch. 16 Damen des Hofs, die 16 Hauptprovinzen Frankreichs darstellend, führten ein Ballet, welches Maschinerie begleitete, auf, und überreichten dann dem Könige von Polen und den Gesandten goldene Münzen, worauf die jede Provinz auszeichnenden Erzeugnisse abgebildet waren.

(1574) Kaum ist Heinrich III. auf den Thron Polens verpflanzt, als Karl IX. in einem Alter von 24 Jahren und einem Monat stirbt. Er hatte der ganzen Erde seinen Namen in einem Alter verhaßt gemacht, wo die Bürger seiner Hauptstadt noch nicht volljährig sind. Die Krankheit, die ihn wegraffte, ist eine sehr seltene; sein Blut floß aus allen Poren: dieser Zufall, von dem es einige Beispiele giebt, ist die Folge entweder einer außerordentlichen Furcht, oder einer wüthenden Leidenschaft, oder eines heftigen und schwarzgalligen Temperaments; in der Ansicht des Volks und besonders der Protestanten, galt er für eine Rache des Himmels. Eine Meinung, die Nutzen stiftete, könnte sie die Gewaltthaten derjenigen aufhalten, die mächtig und unglücklich genug sind, dem Zügel der Gesetze nicht unterthan zu seyn.

Sobald Heinrich III. seines Bruders Tod erfährt, entläuft er aus Polen, wie man aus dem Gefängniß entflieht. Er hätte den Senat von Polen zu der Er=

laubniß bewegen können, daß er seine Sorgfalt zwischen diesem Königreich und seinen Erblanden theile; wie es so viele Beispiele davon giebt; allein er eilte, aus diesem wilden Lande zu entfliehen, um in seinem Vaterlande Mißgeschicke aufzusuchen, und einen Tod, der nicht minder unglückselig war, wie alles, was man bisher in Frankreich erlebt hatte.

Er verließ ein Land, wo die Sitten rauh, aber einfach waren, und wo Unwissenheit und Armuth das Leben traurig, aber frei von großen Verbrechen machten. Der Hof von Frankreich dagegen war ein Gemisch von Luxus, Ränken, Liebeshändeln, Ausschweifungen, Verrähtereien, Aberglaube und Gottesleugnung. Katharina von Medicis, die Nichte des Papstes Clemens VII, hatte die Käuflichkeit beinah aller Hofämter, wie sie am päpstlichen Hof herrschte, eingeführt. Das auf einige Zeit nützliche, für immer aber gefährliche Hülfsmittel, die Staatseinkünfte an königl. Pächter, welche Geld hatten, zu verkaufen, war eine andere Erfindung, die sie aus Italien mitgebracht hatte. Der Aberglaube an die Sterndeuterkunst, an die Bezauberungen und Hexereien, gehörte auch zu den Früchten ihres Vaterlandes, die sie nach Frankreich verpflanzt hatte; denn obgleich der glückliche Genius der Florentiner schon seit langem die schönen Künste wieder ins Leben gerufen hatte, so fehlte doch noch viel daran, daß die wahre Philosophie bekannt gewesen wäre. Diese Königin hatte einen Astrologen, Namens Lucas Gauric, mitgebracht, einen Menschen, der in unsern Tagen nichts als ein erbärmlicher, vom gemeinsten Volke verachteter Charlatan gewesen wäre, der aber damals ein äußerst wichtiger Mann war. Die Liebhaber von Seltenheiten bewahren noch Ringe mit Himmelszeichen und Talismane aus jener Zeit auf: man hat noch jene berüchtigte Schaumünze, auf wel-

cher Katharina ganz nackt unter den Himmelszeichen des Widders und des Stiers vorgestellt ist, mit dem Namen Ebulle Asmodäus über ihrem Haupt, einen Wurfspieß in einer Hand und ein Herz in der andern, und, unten an, dem Namen Oxiel.

Nie war der Wahnsinn der Hexereien mehr in Aufnahme. Es war allgemeiner Gebrauch, Wachsfiguren zu machen, die man unter dem Hersagen unverständlicher Worte ins Herz stach. Hierdurch glaubte man das Leben seiner Feinde zu zerstören, und der schlechte Erfolg enttäuschte nicht. Man brachte den Florentiner Como Ruggieri auf die Tortur, der angeklagt war, durch solche Hexereien Karl IX. nach dem Leben getrachtet zu haben. Einer dieser Hexenmeister, der zum Feuertod verurtheilt war, sagte in seinem Verhöre, es gäbe ihrer mehr denn 30,000 in Frankreich.

Diese Tollheiten waren mit gottesfürchtigen Gebräuchen verbunden, und diese Gebräuche mit zügelloser Ausschweifung gepaart. Die Protestanten hingegen, welche auch in der Sittlichkeit reformirt seyn wollten, setzten strenge Sitten der Lebensweise des Hofes entgegen: mit Todesstrafe belegten sie den Ehebruch. Theater und Spiele standen bei ihnen eben so sehr in Abscheu, wie die gottesdienstlichen Gebräuche der römischen Kirche; in denselben Rang beinah stellten sie die Messe mit den Hexenbräuchen: so daß es in Frankreich zwei durchaus verschiedene Nationen gab; und ihre Vereinigung hoffte man um so weniger, als die Hugenotten, besonders seit der Bartholomäusnacht, den Plan gefaßt hatten, sich zu einem Freistaat zu erheben.

Der König von Navarra, der nachher Heinrich IV. wurde, und der Prinz Heinrich von Condé, Sohn des bei Jarnac ermordeten Ludwig, waren die Häupter

der Partei: allein sie waren seit der Blutnacht bei Hofe gefangen gehalten worden. Karl IX. hatte ihnen zwischen dem Religionsübertritt und dem Tode zu wählen vorgeschlagen. Die Fürsten, bei welchen die Religion fast nie etwas anders als ihr Eigennutz ist, entschließen sich selten zum Märtyrthum. Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé waren katholisch geworden; allein gegen die Zeit des Todes Karls IX. hatte der aus der Haft entsprungene Condé den römischen Glauben zu Straßburg abgeschworen, und unterhandelte in der Pfalz, wohin er sich zurückgezogen hatte, mit den Deutschen um Hülfstruppen für seinen Anhang, so wie es sein Vater gemacht hatte.

Heinrich III. hätte bei seiner Zurückkunft Frankreich wieder herstellen können: es war blutig, zerrissen, aber nicht zerstückt. Pignerol, der Marquisat Salüces, und folglich die Pforten Italiens, gehörten noch ihm zu. Eine leidliche Verwaltung kann in wenig Jahren die Wunden eines Landes heilen, dessen Boden fruchtbar und dessen Bewohner betriebsam sind. Heinrich von Navarra war noch immer in den Händen der Königin Mutter, die bis zur Rückkehr des neuen Königs von Karl IX. zur Regentin erklärt worden war. Die Protestanten verlangten nur Sicherheit für ihre Güter und ihre Religion; und ihr Plan, einen Freistaat zu bilden, konnte gegen eine ohne Schwäche wie ohne Uebertretung entfaltete landesherrliche Gewalt nicht aufkommen. Sie im Zaume zu halten, wäre ein Leichtes gewesen. Das war von jeher die Meinung der weisesten Köpfe, eines Kanzlers von l'Hôpital, eines Paul von Foix, eines Christoph von Thou, Vater des Wahrheit liebenden und beredten Geschichtschreibers, eines Pibrac, eines Harlai; allein die Günstlinge glaubten beim Kriege zu gewinnen, und ließen ihn daher beschließen.

Kaum war also der König zu Lyon, als er mit den wenigen Truppen, die man ihm zugeführt hatte, Städte bezwingen wollte, die er mit ein wenig Staatsklugheit zu ihrer Pflicht hätte zurückführen können. Er mußte es wahrnehmen, als er mit gewaffneter Hand in einer kleinen Stadt, Namens Livron, eindringen wollte, daß er nicht das gute Theil ergriffen hatte: von den Zinnen der Mauern rief man ihm zu: „Heran, ihr Mörder, kommt her, ihr Todtschläger; uns werdet ihr nicht schlafend treffen, wie den Admiral.“

Da er seine Soldaten nicht besolden konnte, gingen sie aus einander; und er, überglücklich, unterwegs nicht angegriffen zu werden, reiste nach Rheims, um sich krönen zu lassen, und hielt seinen Einzug in Paris unter diesen traurigen Voranzeigen, mitten im Bürgerkrieg, den er bei seiner Ankunft neu erweckte und den er hätte ersticken können. Er verstand weder die Hugenotten im Zaume zu halten, noch die Katholiken zufrieden zu stellen, noch seinen Bruder, den Herzog von Alençon, damals Herzog von Anjou, zurückzuweisen, noch seine Finanzen zu leiten, noch Kriegszucht in ein Heer zu bringen: er wollte unumschränkt seyn, und ergriff kein Mittel, es zu werden. Seine schändlichen Ausschweifungen mit seinen Mignons machten ihn verhaßt; sein abergläubisches Beginnen, seine Prozessionen, womit er die Aergernisse, die er gab, zuzudecken vermeinte, und durch die er sie vermehrte, würdigten ihn herab; seine Verschwendungen zu einer Zeit, wo er Gold, nur um Eisen zu bekommen, gebrauchen sollte, entnervten seine Macht. Keine Aufsicht, keine Gerechtigkeit; man erschoß, man erdolchte seine Günstlinge vor seinen Augen, oder sie würgten sich wechselseitig in ihren Zwisten. Sein eigener Bruder, der Herzog von Anjou, ein Katholik, vereinigt sich gegen ihn mit dem Prinzen Heinrich von

Condé, einem Calvinisten, und ruft Schweizer herbei, während Condé mit Deutschen in Frankreich wieder einzieht.

In dieser allgemeinen Regierungslosigkeit zwingt der Herzog von Guise, Heinrich, Sohn des Herzogs Franz, der reich, mächtig, das Haupt des Lothringer Hauses in Frankreich war und eben so viel Einfluß, wie vormals sein Vater, besaß, vom Volk vergöttert und gefürchtet bei Hofe, dem König Heinrich die Befehlshaberschaft über die Heere ab. Ihm kam es darauf an, daß Alles in Verwirrung geriethe, damit der König seiner immer bedürfte.

Der König verlangt Geld von der Stadt Paris: sie antwortet ihm, sie habe 36 Millionen Livres an außerordentlichen Steuern in 15 Jahren, und die Geistlichkeit 60 Millionen entrichtet; die Felder seyen vom Soldatenstand, die Stadt von der Habgier der Finanzverwalter, die Kirche durch die Käuflichkeit der Pfründen und durch das Aergerniß der Pfründner zu Grunde gerichtet. Nur Klagen schickt man ihm, statt Hülfe.

Unterdessen entflieht der junge Heinrich von Navarra aus der Gefangenschaft, in welcher er bei Hofe beständig gehalten worden. Als Prinzen von Geblüt konnte man ihn zurückhalten; allein kein Recht hatte man über die Freiheit eines Königs: König aber war er schon von Unter-Navarra, und Ober-Navarra kam zufolge des Erbrechts ihm zu. Er begiebt sich nach Guienne; die von Condé herbeigerufenen Deutschen dringen in Champagne ein; der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, steht schlagfertig da.

Die Verheerungen, die man unter Karl IX. erlebt hatte, beginnen aufs neue. Da thut der König durch einen schmachvollen Vertrag, für welchen man ihm keinen Dank weiß, dasjenige, was er als kluger Regent bei seiner Thronbesteigung hätte thun sollen: er giebt

dem Lande den Frieden; allein er gewährt weit mehr, als man zuerst von ihm verlangt hätte; freie Ausübung der reformirten Religion, Tempel, Synoden, zwischen Katholiken und Reformirte halbgetheilte Kammern in den Parlamentern von Paris, Toulouse, Grenoble, Aix, Rouen, Dijon und Rennes: er leugnet öffentlich seine Zustimmung zur Bartholomäusnacht, an welcher er nur zu großen Antheil genommen hatte. Er befreit auf 6 Monate von allen Steuern die Kinder derjenigen, welche in dem Blutbad umgekommen waren, setzt das Andenken des Admirals Coligni wieder in Ehren ein; und um seine Demüthigung vollständig zu machen, unterzieht er sich der Besoldung der deutschen Truppen des Fürsten Kasimir von der Pfalz, welche ihn zu diesem Frieden gezwungen hatten: allein, da ihm die Mittel zu ihrer Befriedigung fehlen, läßt er sie 3 Monate lang nach Gefallen in Burgund und in der Champagne hausen. Endlich schickt er dem Fürsten Kasimir 600,000 Kronthaler durch Bellievre: Kasimir behält den Abgesandten des Königs als Geißel für die rückständige Bezahlung, und führt ihn gefangen nach Heidelberg ab, wohin er im Triumph unter Trompetenschall die über Frankreich errungene Beute bringen ließ, auf Wagen, bespannt mit Ochsen, denen man die Hörner vergoldet hatte.

Nur diese übergroße Schmach erkühnte den Herzog Heinrich von Guise, die Ligue zu bilden, zu welcher sein Oheim, der Cardinal von Lothringen, den Plan gefaßt hatte, um sich zu erheben auf den Trümmern eines so unglücklichen und so schlecht geleiteten Königreichs. Alles verlangte damals nach Spaltung, und Heinrich von Guise war geschaffen für dieselben. Er besaß, sagt man, alle großen Eigenschaften seines Vaters, mit einer noch zügelloseren und verstellteren Herrschsucht. Er bezauberte, wie jener, alle Herzen: von dem

Vater wie vom Sohne sagte man, daß neben ihnen alle andern Prinzen Volk zu seyn schienen. Man rühmte die Großmuth seines Herzens; davon jedoch hatte er kein großes Beispiel gegeben, als er in der Straße Betisi den vor seinen Augen zum Fenster herabgeworfenen Leichnam des Admirals Coligni mit Füßen trat.

Der erste Vorschlag zur Ligue wurde in Paris gemacht. Man ließ bei den eifrigsten Bürgern Papiere herumgehen, die einen Plan zu einem Zusammentreten zur Vertheidigung der Religion, des Königs und der Freiheit des Staates enthielten; das heißt zur Unterdrückung des Königs und des Staates durch die Waffen der Religion. Hiernächst wurde die Ligue von der Stadt Peronne und beinah der ganzen Picardie unterzeichnet. Bald darauf treten die übrigen Provinzen ihr bei. Der König von Spanien beschützt sie, und darauf hin geben ihr die Päpste Rechtsansehen. Der König, der sich in der Enge zwischen den Calvinisten sah, die zu viel Freiheit verlangten, und den Genossen der Ligue, welche ihm seine Freiheit rauben wollten, glaubt einen Staatsstreich zu thun, indem er selbst die Ligue unterzeichnet, damit sie ihn nicht erdrücke. Er erklärt sich für ihr Oberhaupt, und macht sie eben dadurch kühner. Er sieht sich genöthigt, wider Willen den Frieden, welchen er den Reformirten gegeben hatte, zu brechen, ohne zur Erneuerung des Kriegs Mittel zu besitzen. Die Stände des gesammten Königreichs werden zu Blois versammelt; allein man verweigert ihm die Steuern, die er zum Behuf dieses Krieges verlangt, zu welchem die Stände ihn sogar zwangen. Selbst die Erlaubniß erhält er nicht, sich durch Veräußerung seiner Krongüter zu Grunde zu richten. Er bringt dennoch ein Heer zusammen, indem er sich auf eine andere Weise, durch Verpfändung der Einkünfte der

Krone, durch die Erschaffung neuer Aemter zu Grunde richtet. Die Feindseligkeiten beginnen auf allen Seiten und der Friede wird aufs neue geschlossen. Der König hatte Geld und ein Heer nur haben wollen, um sich im Stande zu sehen, die Guise nicht mehr fürchten zu dürfen: allein sobald der Friede geschlossen ist, braucht er diese schwache Hülfe in eitlen Vergnügen, Festen und Verschwendungen gegen seine Günstlinge auf.

Es war schwer ein solches Königreich anders als mit Eisen und Gold zu regieren; Heinrich III. konnte kaum das eine oder das andere erlangen. Man muß nur sehen, wie viel Mühe es ihn kostete, in seiner dringenden Noth 1,300,000 Francs auf 6 Jahre von der Geistlichkeit zu erhalten, das Parlament zur Genehmigung einer neuer Steuerausschreibung zu bewegen, und mit welcher reißenden Schnelligkeit der oberste Finanzverwalter, Marquis von O, diesen vorübergehenden Unterhalt aufzehrte.

Er regierte nicht; die katholische Ligue und die protestantischen Verbündeten bekriegten sich in den Provinzen wider seinen Willen. Ansteckende Krankheiten und Hungersnoth kamen dazu; und eben in dieser Zeit der Bedrängniß giebt der König, der, um dem Herzog von Guise Günstlinge entgegenzustellen, den Joyeuse und von Epernon zu Herzögen und Pairs erwählt und ihnen den Vorsitz vor ihren ehemaligen Pairs gegeben hatte, vier Millionen bei der Hochzeit des Herzogs von Joyeuse, aus, den er mit der Schwester seiner Frau, der Königin, verheirathete und zu seinem Schwager machte. Neue Auflagen, um diese Verschwendungen zu ersetzen, erregen den Unwillen des Volks. Hätte der Herzog von Guise keine Ligue gegen ihn gemacht, so reichte das Betragen des Königs hin, eine hervorzubringen.

Zu dieser Zeit war es, als sein Bruder, der Herzog von Anjou, nach den Niederlanden zog, um dort unter nicht minder unglückseligen Umständen ein Fürstenthum aufzusuchen, das er durch eine tyrannische Unklugheit wieder verlor. Da Heinrich III. zugab, daß sein Bruder an der Spitze der Mißvergnügten von Flandern die Provinzen der Niederlande Philipp II. entriß, so kann man ermessen, ob der spanische König die Ligue in Frankreich ermuthigte, wo sie mit jedem Tage neue Kräfte gewann. Worin glaubte der König Hülfe gegen sie zu finden? darin, daß er Brüderschaften von Büßenden errichtete, Mönchszellen für sich und die Gefährten seiner Vergnügungen zu Vincennes erbaute, vor den Augen der Welt zu Gott betete, während er im Geheimen die Natur beleidigte, sich mit einem weißen Sack anthat, eine Geißel und einen Rosenkranz am Gürtel trug, und sich Bruder Heinrich nennen ließ. Dieses selbst erregte den Unwillen der Genossen der Ligue und machte sie kühner. Man predigte öffentlich zu Paris gegen seine ärgerliche Uebung gottesfürchtiger Gebräuche. Die Partei der Sechszehner bildete sich unter dem Herzog von Guise, und Paris gehörte dem König nur noch dem Namen nach.

(1585) Heinrich von Guise, welcher der Gebieter der katholischen Partei geworden war, besaß schon Truppen mittelst des Geldes seines Anhangs, und griff nun die Freunde des Königs von Navarra an. Dieser Fürst, welcher, wie König Franz I, der edelsinnigste Ritter seiner Zeit war, erbot sich diesen großen Zwist durch einen Kampf mit dem Herzog von Guise zu schlichten, indem er allein gegen den Herzog in die Schranken träte, oder Zehn gegen Zehn, oder welche Zahl man wollte. Er schreibt Heinrich III, seinem Schwager; er stellt ihm vor, daß ihm und sei-

ner Krone die Ligue weit mehr als den Hugenotten nachtrachtet; er zeigt ihm den Abgrund, vor dem er steht, er bietet ihm seine Güter und sein Leben an, um ihn zu retten.

Allein in dieser Zeit eben schleudert der Papst Sixtus V. gegen den König von Navarra und gegen den Prinzen von Condé den Bannstrahl in jener berüchtigten Bulle, in welcher er sie „verruchte Bastard-„Zeugung des Hauses Bourbon" nennt, sie alles Rechtes, aller Thronfolge für verlustig erklärt. Die Ligue bewaffnet sich mit der Bulle und zwingt den König, seinen Schwager zu verfolgen, der ihm zu Hülfe kommen wollte, und dem Herzog von Guise an die Hand zu gehen, der ihn mit Ehrfurcht entthronte. Das ist der neunte Bürgerkrieg seit dem Tode Franz II.

Heinrich IV. (denn ich muß ihn schon so nennen, weil dieses ein so berühmter und so theuerer Name und zu einem Eigennamen geworden ist) hatte zu gleicher Zeit den König von Frankreich, Margaretha, seine eigene Frau, und die Ligue zu bekämpfen. Indem Margaretha gegen ihren Gemahl sich erklärte, rief sie jene alten Zeiten der Barbarei zurück, wo der Bannstrahl alle Bande der Gesellschaft zerriß, und über einen Fürsten die Verwünschungen seiner nächsten Verwandten herbeizog. Schon damals gab sich dieser Fürst als einen großen Mann zu erkennen, indem er dem Papst sogar in Rom selbst Trotz bot, indem er dort an den Straßenecken eine förmliche Widerlegung gegen Sixtus V. anschlagen ließ und von dieser Bulle an die Kammer der Pairs Höherruf nahm.

Es kostete ihn nicht viel Mühe, sein unkluges Weib an der Besitznahme des Agénois zu verhindern, dessen sie sich bemächtigen wollte; und was die königliche Armee betrifft, die man unter den Befehlen des Herzogs von Joyeuse gegen ihn sandte, so weiß die

ganze Welt, wie er sie bei Coutras besiegte (1587), indem er als Soldat an der Spitze seiner Schaaren kämpfte, mit eigener Hand Gefangene machte, und nach dem Siege eben so viel Menschlichkeit und Bescheidenheit als Tapferkeit während der Schlacht bewies.

Diese siegreiche Schlacht gab ihm mehr Ruhm als wahren Vortheil. Sein Heer war nicht die Armee eines Landesherrn, der sie besoldet und beständig unter der Fahne erhält. Es war das Heer eines Parteienhaupts; es bekam keinen ordentlichen Sold; die Hauptleute konnten ihren Soldaten nicht verwehren zur Bestellung der Aernte nach Hause zu gehen; sie waren selbst genöthigt, um diese Jahreszeit auf ihre Landgüter zurückzukehren. Man klagte Heinrich IV. an, daß er die Frucht seines Sieges verloren habe, indem er nach Bearn zur Gräfin von Grammont auf Besuch gieng, in die er verliebt war; man bedenkt nicht, daß es leicht gewesen wäre, auch in seiner Abwesenheit sein Heer handeln zu lassen, wenn er es hätte behalten können. Heinrich von Condé, sein Neffe, ein Prinz, der in seinen Sitten so viel Strenge als der Navarrer Galanterie besaß, verließ wie er das Heer, gieng, wie er, auf seine Güter, nachdem er noch einige Zeit mit allen übrigen Officieren im Poitou geblieben war, wo er ihnen den Schwur abnahm, sich am 20sten November am Versammlungsplatz der Truppen wieder einzufinden. So führte man damals Krieg.

Allein des Prinzen von Condé Aufenthalt zu Saint-Jean-d'Angéli war eines der unglücksvollsten Ereignisse jener entsetzlichen Zeit. Kaum hat er bei seiner Rückkehr mit seiner Frau Charlotte de la Trimouille zu Abend gegessen, als er von tödlichen Zuckungen ergriffen wird, welche ihn in zwei Tagen hinwegraffen (1588). Der schlichte Richter von Saint-Jean-

d'Angéli steckt die Prinzessin ins Gefängniß, verhört sie, leitet einen peinlichen Prozeß gegen sie ein: er verurtheilt, auf sein Ausbleiben hin, einen jungen Pagen, Permillac von Bel=Castel, und läßt den Haushofmeister des Prinzen, Brillaud, in Saint=Jean=d'Angéli mit vier Pferden zerreißen, nachdem das Urtheil durch die, vom König von Navarra selbst ernannten, Commissäre bestätigt worden ist. Die Prinzessin appellirt an den Hof der Pairs: sie war schwanger; sie wurde nachher für unschuldig erklärt und die Prozeßacten verbrannt. Es ist nicht überflüssig, hier noch jenes in so vielen Büchern wiederholte Mährchen zu widerlegen, die Prinzessin sey 14 Monate nach ihres Mannes Tode mit dem Vater des großen Condé niedergekommen, und die Sorbonne zu Rathe gezogen worden, ob dieses Kind rechtmäßig sey. Nichts ist unwahrer und es ist hinlänglich ausgemacht, daß dieser neue Prinz von Condé 6 Monate nach dem Tode seines Vaters zur Welt kam.

Wenn Heinrich von Navarra Heinrichs III. Heer bei Coutras aufs Haupt schlug, so zersprengte seinerseits der Herzog von Guise in derselben Zeit ein Heer Deutsche, welche zu dem Navarrer stoßen wollten, und zeigte auf diesem Zuge eben so viel geschicktes Betragen, als Heinrich IV. Herzhaftigkeit bewiesen hatte. Das Unglück bei Coutras und die Verherrlichung des Herzogs von Guise waren zwei neue Unsterne für den König von Frankreich. Guise verfertigt mit allen Prinzen seines Hauses ein Bittschreiben an den König, worin man ihn um Bekanntmachung des Tridentiner Concils, um Einführung der Inquisition, mit Einziehung aller Güter der Hugenotten zum Vortheil der Häupter der Ligue, um neue Sicherheitsplätze für dieselbe und um die Verbannung seiner Günstlinge, die man ihm nennen werde, bittet. Jedes Wort dieser

Staatsbibliothek Bamberg

Bittschrift war eine Beleidigung. Das Volk von Paris, und besonders die Sechzehner, beschimpften öffentlich die Günstlinge des Königs und zeigten wenig Ehrfurcht vor ihm selbst.

Nichts stellt besser die unglückliche Handhabung der Regierung ans Licht, als ein kleiner Umstand, welcher die Quelle der Mißgeschicke dieses Jahres war. Um den Unruhen, die er in Paris voraussah, vorzubeugen, verbietet der König dem Herzog von Guise dahin zu kommen: er schreibt ihm 2 Briefe; er befiehlt, daß man zwei Eilboten an ihn sende. Zu dieser nothwendigen Ausgabe ist kein Geld im königlichen Schatze: man giebt die Briefe auf die Post: und der Herzog von Guise kömmt nach Paris, und schützt sich mit der scheinbaren Entschuldigung, keinen Befehl erhalten zu haben. Daraus entstand der Tag der Verrammlungen. Es wäre überflüssig, hier zu wiederholen, was so viele Geschichtschreiber über diesen Tag einzeln aus einander gesetzt haben: wer weiß nicht, daß der König, vor seinem Unterthan fliehend, seine Hauptstadt verließ, und nachher die zweite Ständeversammlung zu Blois berief, wo er den Herzog und den Cardinal von Guise, dessen Bruder, meuchlings umbringen ließ (1588), nachdem er mit ihnen communicirt und auf die Hostie geschworen hatte: sie immerbar zu lieben?

Die Gesetze sind eine so ehrfurchtgebietende und so heilige Sache, daß wenn Heinrich III. nur ihren Schein bewahrt hätte, wenn, als sich der Prinz und der Cardinal in seinem Schlosse zu Blois in seiner Gewalt befanden, er in seine Rache, wie er es konnte, einige Formen der Gerechtigkeit gebracht hätte, seine Ehre, und vielleicht sein Leben, gerettet worden wären. Allein der Meuchelmord an einem Helden und an einem Priester machte ihn in den Augen aller Katholi-

ken verwünschenswerth, ohne ihn furchtbarer zu machen.

Hier glaube ich einen Irrthum widerlegen zu müssen, der sich in vielen Büchern, und besonders in dem oftmals gedruckten Zustand Frankreichs findet; dort steht: der Herzog von Guise sey durch die schlichten Kammerjunker ermordet worden; und der Declamator Maimburg behauptet in seiner Geschichte der Ligue, der Anführer der Mörder, Lognac, sey erster Kammerjunker gewesen. Alles das ist falsch. Die dem Brand entronnenen Register der Rechnungskammer, die ich zu Rath gezogen habe, bezeugen, daß der Marschall von Retz und der Graf von Villequier, die aus der Zahl der schlichten Kammerjunker gezogen waren, den Titel als erste Junker hatten; ein neugeschaffenes Amt, das unter Heinrich II. für den Marschall von Saint-André errichtet worden war; eben diese Register enthalten auch die Namen der schlichten Kammerjunker, welche damals aus den vornehmsten Häusern des Königreichs waren; sie hatten unter Franz I. die Stelle der Kammerherren eingenommen, und diese die der Ritter des Hauses; die Edelleute, die Fünf und Vierziger genannt, welche den Herzog von Guise ermordeten, waren ein vom Herzog von Epernon neuerrichtetes, auf vom Herzog ausgestellte Anweisungen aus dem königlichen Schatz besoldetes Corps, und keiner ihrer Namen findet sich unter den Kammerjunkern.

Lognac, Saint-Capautet, Alfrenas, Herbelade und ihre Gesellen, waren arme Edelleute aus Gascogne, mit welchen von Epernon den König versehen hatte, Handfeste, Dienstleute, wie man sie nannte. Jeder Prinz, jeder Vornehme des Reichs hatte deren in jenen Zeiten der Unruhe bei sich. Durch Leute dieser Art hatte das Haus Guise den Saint-Mégrin, einen

der Günstlinge Heinrichs III, ermorden lassen. Diese Sitten waren sehr verschieden von dem edlen Wahnsinn des alten Ritterthums, und von jenen Zeiten einer noch edelsinnigeren Rohheit, wo man solche Zwiste in gezogenen Schranken und mit gleichen Waffen schlichtete.

So groß ist die Macht der Meinung bei den Menschen, daß dieselben Mörder, die sich kein Gewissen daraus machten, den Herzog von Guise schurkisch niederzustoßen, sich weigerten, ihre Hände mit dem Blute seines Bruders, des Kardinals, zu bespritzen: man mußte vier Soldaten vom Garderegiment holen, die ihn in demselben Schlosse mit Hellebarden niederstießen. Zwei Tage liegen zwischen dem Tode der beiden Brüder: das ist ein unbesiegbarer Beweis, daß der König Zeit gehabt hätte, sich mit einigem Anschein schleuniger Gerechtigkeitspflege zu decken.

Nicht nur besaß er nicht die Kunst, diese nöthige Maske vorzunehmen, sondern er fehlte auch gegen sich selbst, indem er nicht eiligst mit seinen Truppen nach Paris aufbrach. So sehr er auch seiner Mutter, der Königin Katharina, versicherte, alle nöthigen Maaßregeln getroffen zu haben: so hatte er doch nur Maaßregeln sich zu rächen, nicht aber, um zu herrschen, getroffen. Er blieb in Blois, unnützerweise mit der Durchsicht der Schriften der Stände beschäftigt, während Paris, Orleans, Rouen, Dijon, Lyon, Toulouse beinah gleichzeitig, wie im Einverständniß, sich empören. Nur noch wie einen Meuchelmörder und Meineidigen betrachtet man ihn. Der Papst stößt ihn von der Kirche aus; dieser Bann, der unter andern Umständen verlacht worden wäre, ward jetzt furchtbar, weil er mit dem Rachegeschrei des Volkes sich vereinigt und Gott und Menschen zu verbünden scheint. 70 in der Sorbonne versammelte Doctoren erklären

ihn für vom Thron gefallen (1589), und seine Unterthanen vom Schwur der Treue für entbunden. Die Priester versagen den Beichtenden, die ihn als König anerkennen, die Sündenvergebung. Die Partei der Sechzehner sperrt die dem König anhangenden Parlamentsglieder in die Bastille. Des Herzogs von Guise Wittwe verlangt Gerechtigkeit wegen der Ermordung ihres Mannes und ihres Schwagers. Auf das Gesuch des Sachwalters von Volk und König ernennt das Parlament zwei Räthe, Courtin und Michon, die das peinliche Verfahren gegen Heinrich von Valois, vormals König von Frankreich und Polen, einleiten. Man sehe die Geschichte des Parlaments, wo diese Thatsache verhandelt wird.

Dieser König war mit solcher Blindheit verfahren, daß er sogar kein Heer besaß: er schickte Sanci nach der Schweiz, um Truppen zu erhandeln, und beging die Niedrigkeit, an den Herzog von Maienne, der schon Chef der Ligue war, zu schreiben, und ihn zu bitten, er möchte die Ermordung seines Bruders doch vergessen. Er ließ durch den päpstlichen Nuncius ihm zureden; und Maienne antwortete dem Nuncius: „Ich werde diesem Erbärmlichen nie verzeihen." Die Briefe, welche von dieser Unterhandlung Rechenschaft geben, finden sich heute noch in Rom.

Endlich muß der König an diesen Heinrich von Navarra, seinen Besieger und rechtmäßigen Thronfolger, sich wenden, den er gleich zu Anfang der Ligue sich zur Stütze hätte nehmen sollen, nicht blos als den bei der Erhaltung der Monarchie allein Betheiligten, sondern auch als einen Prinzen, dessen Offenheit er kannte, dessen Seele über seinem Jahrhundert erhaben war, und welcher sein Recht als muthmaaßlicher Thronfolger nie gemißbraucht haben würde.

Des Navarrers Hülfe, die Bemühungen seiner

Partei verschaffen ihm ein Heer. Die beiden Könige kommen vor Paris an. Ich will hier nicht wiederholen, wie Paris durch Heinrichs III. Ermordung frei wurde: nur bemerken will ich, mit dem Präsidenten von Thou, daß, als der Dominicaner Jacques Clément, ein schwärmerischer Geistlicher, von seinem Prior Bourgoin, seinem Kloster, dem durch die Ligue verbreiteten Geist angefeuert, und mit den Sacramenten versehen, kam und beim König Audienz, um ihn zu ermorden, verlangte (1589), der König Freude bei seinem Anblick empfand und sagte: so oft er einen Mönch sehe, gehe sein Herz ihm auf. Ich werde Sie nicht mit so bekannten Einzelheiten, noch mit allem, was man zu Paris und Rom that, ermüden; nicht sagen werde ich, mit welchem heiligen Eifer man in Paris das Bild des Königsmörders auf die Altäre stellte; daß man zu Rom Kanonen löste, daß man eine öffentliche Lobrede auf den Mönch hielt; allein bemerken muß ich, daß in der Meinung des Volkes dieser Nichtswürdige ein Heiliger und ein Märtyrer war; er hatte das Volk Gottes von dem verfolgenden Tyrannen befreit, dem man keinen andern Namen als Herodes gab. Nicht als ob Heinrich III. König von Frankreich die geringste Aehnlichkeit mit diesem kleinen König von Palästina gehabt hätte: sondern das niedrige Volk, das immer dumm und barbarisch bleibt, und das gehört hatte, Herodes habe in einem Lande alle Kinder erwürgen lassen, gab diesen Namen Heinrich III. Clément dünkte sich ein vom Geist Ergriffener zu seyn; einem unvermeidlichen Tode hatte er sich dargebracht; seine Obern und alle die, welche er zu Rath gezogen, hatten ihm, als im Auftrag Gottes anbefohlen, diese heilige Handlung zu vollbringen. Sein verirrter Geist befand sich im Zustand der unüberwindlichen Unwissenheit; er war innerlichst überzeugt,

daß er sich Gott, der Kirche, dem Vaterland aufopfere; kurz, nach der Meinung dieser Theologen lief er der ewigen Herrlichkeit in die Arme, und der ermordete König in die Verdammniß: das hatten ja die calvinischen Theologen von Poltrot gedacht; das hatten ja die katholischen von der Ermordung des Prinzen von Oranien gesagt.

Es gab kein katholisches Land, außer Venedig, wo Jacques Clements Frevelthat nicht heilig gesprochen wurde. Der für einen weisen Geschichtschreiber geltende Jesuit Mariana drückt sich in seinem Werk über die Einsetzung der Könige, so aus: „Jacques „Clément hat sich einen großen Namen gemacht; „Mord wurde durch Mord gebüßt, und das königliche „Blut floß zum Opfer für die Manen des meineidig „ermordeten Herzogs von Guise. So kam Jacques „Clément um, in seinem vier und zwanzigsten Jahre, „der ewige Ruhm Frankreichs." Man trieb in Frankreich die Schwärmerei so weit, daß man das Bildniß dieses Meuchelmörders auf die Altäre mit dieser Unterschrift stellte: H e i l i g e r J a c q u e s C l é m e n t, b i t t' f ü r u n s!

Eine sehr lange Zeit unbekannt gebliebene Thatsache ist die Form des Gerichtes gegen den Leichnam des Mönchs und Königsmörders. Den Prozeß gegen ihn führte der Oberrichter von Frankreich, Marquis von Richelieu, des Cardinals Vater; und weit entfernt, daß der Sachwalter von Volk und König, la Guêle, welcher Augenzeuge des Mordes war und den Bruder Clément zu Heinrich III. hineingeführt hatte, in diesem Gerichte die Geschäfte seines Amtes versah, verrichtete er blos die eines Zeugen, er sagte aus gleich den übrigen. Heinrich IV. sprach selbst das Urtheil, wonach der Leichnam des Mönchs geviertheilt und verbrannt werden sollte, gemäß dem von R ü s é unterzeichneten Gutachten seines Staatsrathes (1589).

Ebenso wußte man nicht, daß, als ein anderer Dominicaner, Namens Jean le Roy, den Commandanten von Coutance in der Normandie ermordet hatte, Heinrich IV. auch diesen Nichtswürdigen an demselben Tage wie den Clément richtete. Er that den Ausspruch, der Mönch Jean le Roy solle in einen Sack gesteckt und in den Fluß geworfen werden; was zwei Tage darauf zu Saint-Cloud vollstreckt wurde. Eine sehr seltene Erscheinung war ein solches Gericht und eine solche Todesstrafe; allein die Verbrechen, die man bestrafte, waren noch erstaunenswerther.

Hundert und vier und siebzigstes Kapitel.

Heinrich IV.

Wenn man die Geschichte Heinrichs IV. im Daniel liest, ist man ganz erstaunt, keinen großen Mann in ihm zu finden; kaum seinen Charakter erblickt man darin; äußerst wenige jener schönen Antworten, welche das Bild seiner Seele sind; keine Sylbe von jener der Unsterblichkeit würdigen Rede, die er in der Versammlung der Notablen zu Rouen hielt; nichts Genaues über alles das Gute, das er seinem Vaterland erwies. Trocken erzählte Kriegsbewegungen; lange Reden im Parlament zu Gunsten der Jesuiten; und endlich die Lebensbeschreibung des Pater Coton machen im Daniel die Darstellung der Regierung Heinrichs IV. aus.

Bayle, der oft eben so tadelnswerth und kleinlich, wenn er Geschichtspunkte und Weltangelegenheiten behandelt, als einsichtsvoll und gründlich in Gegenständen der Dialektik ist, fängt seinen Artikel über Heinrich IV. damit an, daß er sagt: „wenn man ihn zum Castraten gemacht hätte, so würde er den Ruhm der Alexander und Cäsar ausgelöscht haben.“ Solche Dinge eben hätte er aus seinem Wörterbuch auslöschen sollen. Seine Dialektik selbst läßt ihn bei dieser lächerlichen Annahme im Stich: denn Cäsar war um vieles ausschweifender als Heinrich IV. verliebt war, und man sieht nicht ein, weswegen Heinrich IV. sollte weiter gekommen seyn als Alexander. Will Bayle behaupten, man müsse ein halber Mann seyn, um ein großer Mann zu seyn? Wußte er übrigens nicht, welch ein Schwarm großer Feldherren die Liebe mit den Waffenthaten verbunden haben? Unter allen Kriegern, die sich einen Namen gemacht, ist Karl XII. vielleicht der einzige, der durchaus den Frauen entsagt hat; auch hat er mehr Mißgeschicke als Glück gehabt. Nicht etwa will ich in diesem ernsten Werke jener eitlen Galanterie schmeicheln, die man der französischen Nation vorwirft; nur eine sehr große Wahrheit will ich anerkennen, daß nehmlich die Natur, die Alles giebt, beinah immer Kraft und Muth denjenigen entzieht, die von den Zeichen der Mannheit entblößt oder bei welchen sie unvollkommen sind. Alles ist physisch bei allen Gattungen; nicht der Ochse kämpft, sondern der Stier; aus dieser Lebensquelle werden die Kräfte so der Seele wie des Leibes geschöpft. Unter den Eunuchen war nur Narses ein Feldherr, und nur Origenes und Phocius Gelehrte. Heinrich IV. war oft verliebt und mitunter auf lächerliche Art; nie aber verweichlicht: m e i n S o l d a t,

nennt ihn die schöne Gabriele in ihren Briefen: dieses einzige Wort widerlegt den Bayle. Zur Nachahmung für die Könige und zum Trost für die Völker ist zu wünschen, daß sie anderwärts, wie in Mézerai's großer Geschichte, in Perefixe, in den Memoiren Sülli's lesen, was die Zeiten dieses guten Fürsten betrifft.

Machen wir aber zu unserm eigenen Gebrauch einen Abriß dieses Lebens, das zu kurz war. Mitten unter den Unruhen und Mißgeschicken der Nation wächst er auf: in seinem 14ten Jahr wohnt er der Schlacht von Moncontour bei: er wird nach Paris zurückberufen: er vermählt sich mit Karls IX. Schwester, nur um seine Freunde um sich her ermordet zu sehen, um selbst Lebensgefahr zu laufen, und beinah 3 Jahre lang Staatsgefangener zu seyn: er geht aus der Haft hervor, nur um alle Schicksale und Wechselfälle des Kriegs auszustehen, oft das Nothwendige entbehrend, nie der Ruhe genießend, sich gleich dem kühnsten Soldaten preisgebend, Thaten vollbringend, die nicht glaubhaft schienen, und nur glaubhaft werden, weil er sie wiederholt hat; wie da er bei der Einnahme von Cahors im Jahre 1588, 5 Tage lang unter Waffen war, von Straße zu Straße kämpfend, beinah ohne jemals auszuruhen. Den Sieg bei Coutras verdankte man hauptsächlich seiner Herzhaftigkeit. Seine Menschlichkeit nach dem Sieg mußte ihm alle Herzen gewinnen.

Die Ermordung Heinrichs III. macht ihn zum König von Frankreich: allein die Religion war für die Hälfte der Hauptleute im Heere ein Vorwand, ihn zu verlassen, und für die Ligue, ihn nicht anzuerkennen. Sie wählt ein Schattenbild zum König, einen Cardinal von Bourbon-Vendôme; und der

König von Spanien, Philipp II, Herr der Ligue durch sein Geld, zählt schon Frankreich unter seine Nebenländer. Philipps Schwiegersohn, der Herzog von Savoyen, fällt in die Provence und in den Dauphiné ein. Das Parlament von Languedoc verbietet bei Lebensstrafe ihn anzuerkennen und erklärt ihn für „unfähig, je die Krone Frankreichs zu besitzen, gemäß der Bulle unsers heiligen Vaters, des Papstes.“ Das Parlament von Rouen (1589) erklärt für Verbrecher an göttlicher und menschlicher Majestet alle seine Anhänger.

Für sich hatte Heinrich IV. nur die Gerechtigkeit seiner Sache, seinen Muth und einige Freunde. Niemals war er im Stande, ein Heer lange auf den Füßen zu erhalten, und noch dazu welch ein Heer! es belief sich beinah nie auf volle 12000 Mann, d. h. auf weniger als die Detachements unserer Tage. Seine Diener kamen der Reihe nach herbei, sich unter seine Banner zu stellen, und giengen einer nach dem andern wieder nach Haus, wenn sie einige Monate gedient hatten. Die Schweizer, die er kaum besolden konnte, und einige Compagnien Lanzenträger machten den bleibenden Bestand seiner Streitkräfte aus: von Stadt zu Stadt mußte er rücken, kämpfen und unterhandeln ohne Unterlaß: es giebt beinah keine Provinz in Frankreich, wo er nicht große Kriegsthaten an der Spitze einiger Freunde, die statt eines Heers ihm dienten, verrichtet hätte.

Gleich anfangs schlägt er mit ungefähr 5000 Streitern, am Tage von Arques, bei Dieppe, des Herzogs von Maienne 20,000 Mann starkes Heer. Damals schrieb er jenen Brief an den Marquis von Crillon: „Hänge dich, tapferer Crillon; wir haben zu Arques geschlagen, und du warst nicht dabei. Leben Sie wohl, lieber Freund, ich liebe Sie à tort et

à travers.“ Hernach erobert er die Vorstädte von Paris, und nur an Soldaten fehlt es ihm, um auch die Stadt einzunehmen. Er muß sich zurückziehen, sogar verschanzte Dörfer muß er bezwingen, um sich Verbindungswege mit den Städten zu öffnen, die seine Sache vertheidigen.

Während er so beständig in Mühsal und Gefahren lebt, kommt ein Cardinal Caetan, Legat von Rom, ganz ruhig nach Paris, um Gesetze im Namen des Papstes zu geben. Die Sorbonne erklärt unaufhörlich, daß er nicht König sey (und sie besteht noch jetzt!); und die Ligue herrscht unter dem Namen jenes Cardinals von Vendôme, den sie Karl X. nannte, in dessen Namen man Münze schlug, während ihn der König zu Tours gefangen hielt.

Die Mönche wiegeln das Volk gegen ihn auf. Die Jesuiten reisen von Paris nach Rom und nach Spanien; der Pater Mathieu, den man den Eilboten der Ligue nannte, schafft unaufhörlich Bullen und Soldaten herbei. Der König von Spanien (1590) schickt 1500 Lanzenreiter mit Begleitung, was ungefähr 4000 Reiter ausmachte, und 3000 Mann des alten Wallonischen Fußvolkes, unter dem Grafen von Egmont, dem Sohne jenes Egmonts, den er hatte enthaupten lassen. Da sammelt Heinrich IV. alle Streitkräfte, die er aufbringen kann, und sieht sich doch nur an der Spitze von noch nicht 10,000 Mann. So schwach gerüstet liefert er die berühmte Schlacht bei Ivry den Streitern der Ligue, die der Herzog von Maienne befehligte, und den Spaniern, die an Zahl, Geschütz und an allem, womit man eine beträchtliche Armee unterhalten kann, ihm weit überlegen waren: er siegt, wie er bei Coutras gesiegt hatte, indem er sich in der Feinde Reihen mitten in einen Wald von Lanzen wirft. Durch alle

Jahrhunderte wird man an diese Worte sich erinnern: „Wenn ihr eure Fahnen verliert, so sammelt euch um „meinen weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer „auf dem Wege der Ehre und des Ruhms finden!" Schont die Franzosen! rief er, als die Sieger mordgierig auf die Besiegten stürzten.

Nun ists anders wie bei Coutras, wo er sich mit dem errungenen Siege begnügen mußte: er verliert keinen Augenblick, den Sieg zu benutzen. Sein Heer folgt ihm mit Heiterkeit; es wird sogar verstärkt: allein er hatte denn doch keine 15,000 Mann, und mit dieser geringen Schaar belagert er Paris, wo damals noch 220,000 Einwohner übrig geblieben waren. Es ist ausgemacht, daß er es durch Aushungern würde erobert haben, hätte er aus zu großem Mitleid nicht selbst gestattet, daß die Belagerer die Belagerten ernährten. Umsonst thaten unter seinem Befehle seine Generale Verbote bei Todesstrafe kund, die Pariser mit Lebensmitteln zu versehen; die Soldaten selbst verkauften ihnen solche. Eines Tages, da man, um ein Beispiel aufzustellen, zwei Bauern hängen wollte, welche ein paar Karren Brot an eine Ausfallspforte geführt hatten, begegnete ihnen Heinrich unterwegs, als er das Lager besichtigte: sie warfen sich ihm zu Füßen, und stellten ihm vor, sie hätten blos diese Art ihren Unterhalt zu erwerben. „Zieht in Frieden," sagte ihnen der König, indem er ihnen sogleich das Geld gab, das er bei sich hatte. „Der Béarner ist arm," fügte er hinzu; „wenn er mehr hätte, gäbe er es euch." Ein gutes Herz kann solche Züge nicht lesen ohne einige Thränen der Bewunderung und Liebe.

Während er Paris bedrängte, hielten die bewaffneten Mönche Processionen, die Büchse und das Crucifix in der Hand, mit dem Brustharnisch angethan. Das Parlament (1590), die obern Gerichtshöfe, die

Bürger schworen auf das Evangelium, in Gegenwart des Legaten und des spanischen Botschafters, ihn nicht aufzunehmen. Aber endlich gehen die Lebensmittel aus; der Hunger läßt die Stadt seine äußerste Noth empfinden.

Philipp II. schickt den Herzog von Parma mit einem mächtigen Heere Paris zu Hülfe. Heinrich IV. eilt ihm die Schlacht anzubieten. Wer kennt nicht jenen Brief, welchen er auf dem Felde, wo er bald zu kämpfen glaubte, an die durch ihn berühmte Gabriele von Estrées schrieb: „Wenn ich sterbe, wird mein „letzter Gedanke an Gott seyn, und mein vorletzter an „Sie (1590)"? Der Herzog von Parma nahm die Schlacht nicht an: er war nur gekommen um Paris beizustehen und die Ligue vom spanischen König abhängiger zu machen. Diese große Stadt mit so wenig Leuten und vor einer überlegenen Armee zu belagern, war etwas unmögliches: aufs neue ist also sein Glück aufgeschoben und sind seine Siege ohne Frucht. Er verhindert wenigstens den Herzog von Parma Eroberungen zu machen, und bis an die äußerste Gränze der Picardie ihm zur Seite hinziehend, machte er, daß er nach Flandern zurückkehrte.

Kaum ist er von diesem Feinde befreit, als der Papst Gregor XIV, Sfondrat, einen Theil der durch Sixtus V. angehäuften Schätze anwendet, um der Ligue Truppen zu schicken. Der Jesuit Jouvency gesteht in seiner Geschichte, der Jesuit Nigri, Superior der Novizen zu Paris, habe alle angehenden Geistliche dieses Ordens von ganz Frankreich versammelt, und sie bis Verdün dem päpstlichen Heer entgegen geführt; habe sie in den Soldatenstand versetzt, und sie jener Armee einverleibt, welche nur Spuren der abscheulichsten Ausschweifungen in Frankreich zurück ließ. Dieser Zug malt den Geist der Zeit.

Damals fürwahr konnten die Mönche schreiben, der Bischof von Rom habe das Recht, Könige abzusetzen: es war nahe daran, daß dieses Recht mit bewaffneter Hand bewiesen wurde.

Heinrich IV. hatte nun fortwährend Spanien, Rom und Frankreich zu bekämpfen; denn der Herzog von Parma hatte bei seinem Abzug dem Herzog von Maïenne 8000 Mann zurückgelassen. Ein Neffe des Papstes rückt mit italienischen Truppen und Banndrohungen in Frankreich ein, und vereinigt sich im Dauphiné mit dem Herzog von Savoyen. Lesdiguières, derjenige, welcher nachher der letzte Kronfeldherr in Frankreich und der letzte mächtige Große war, schlug die Truppen des Papstes und einen Theil des savoyischen Heeres. Wie Heinrich IV. zog er mit Hauptleuten zu Felde, die nur eine Zeit lang dienten: dennoch schlug er jene regelmäßigen Heere. Damals war in Frankreich alles Soldat: Bauern, Handwerker, Bürger: dadurch ward es verwüstet, dadurch aber auch ward es nicht die Beute seiner Nachbarn. Die Soldaten des Papstes zerstreuten sich, nachdem sie nur Beispiele einer jenseits ihrer Alpen ungekannten Ausschweifung gegeben hatten: die Landbewohner verbrannten die Ziegen, die ihren Regimentern folgten.

Philipp II. fuhr fort, aus dem Innern seines Palastes die Zwietracht zu unterhalten und zu stiften, indem er nach wie vor dem Herzog von Maïenne einige kleine Hülfe schickte, damit er weder zu schwach noch zu mächtig würde, und indem er in Paris Gold verschwendete, um dort seine Tochter Klara Eugenia als Königin von Frankreich mit dem Prinzen, den er ihr zum Gemal geben würde, anerkennen zu lassen. In dieser Absicht schickt er noch einmal den Herzog von Parma nach Frankreich, als Heinrich IV.

Rouen belagert, wie er ihn während der Belagerung von Paris geschickt hatte. Er versprach der Ligue, er wolle ein Heer von 50,000 Mann aufbrechen lassen, sobald seine Tochter Königin wäre. Heinrich hebt die Belagerung von Rouen auf, und bringt noch einmal den Herzog von Parma aus Frankreich hinaus.

Unterdessen fehlte wenig, daß die Partei der Sechzehner, die in Philipps II. Solde standen, die Plane dieses Monarchen endlich erfüllte, und den Untergang des Königreichs vollendete. Sie hatten (1591) den ersten Präsidenten des Parlaments zu Paris und zwei Räthe, die ihren Anschlägen sich widersetzten, hängen lassen. Der Herzog von Maïenne, der nahe daran war, von dieser Partei selbst unterdrückt zu werden, hatte vier dieser Aufwiegler seinerseits hängen lassen.

Mitten unter diesen Spaltungen und Frevelthaten wurden, nach dem Tode des sogenannten Karl X, zu Paris, unter der Leitung eines päpstlichen Legaten und eines Großbotschafters von Spanien, Generalstaaten gehalten. Der Legat hatte in der Versammlung den Vorsitz, und nahm einen Lehnstuhl ein, den man leer gelassen hatte, und welcher den Platz des zu wählenden Königs anzeigte. Der Gesandte von Spanien hatte Sitz in der Versammlung: er redete gegen das Salische Gesetz, und schlug die Infantin zur Königin vor. Das Parlament machte dem Herzog von Maïenne Gegenvorstellungen zu Gunsten des Salischen Gesetzes (1593); allein waren diese Gegenvorstellungen nicht sichtbarlich mit diesem Parteienhaupt verabredet? nahm die Ernennung der Infantin ihm nicht seinen Platz weg? machte die vorgehabte Vermählung der Prinzessin mit seinem Neffen, dem

Herzog von Guise, ihn nicht demjenigen zum Unterthan, dessen Herr er bleiben wollte?

Bemerken Sie, daß auf diesem Landtag das Parlament durch Abgeordnete Sitz haben wollte und nicht erlangen konnte. Bemerken Sie auch, daß dieses selbe Parlament durch seinen Scharfrichter einen Beschluß des zu Châlons sitzenden königlichen Parlaments verbrennen ließ, welcher gegen den Legaten und gegen seine angemaßte Befugniß bei der Wahl eines Königs von Frankreich den Vorsitz zu führen ergangen war.

Als ungefähr in derselben Zeit mehrere Bürger der Stadt und dem Parlament ein Bittschreiben überreicht hatten, daß, bevor man zu einer Wahl schritte, man doch wenigstens erst in den König dringen möchte, er solle katholisch werden; erklärte die Sorbonne dieses Bittschreiben für „unstatthaft, auf„rührerisch, gottlos, unnütz, maßen man die Hals„starrigkeit Heinrichs, des in Ketzerei Zurückgefallenen „kennt.“ Sie excommunicirt die Verfasser der Bittschrift, und trägt zum Beschluß darauf an, sie aus der Stadt zu vertreiben. Dieses in einem eben so schlechten Latein aufgesetzte, als in einem Geist der Tollheit abgefaßte Decret ist vom 1. November 1592: in der Folge wurde es widerrufen, als sehr wenig auf seinen Widerruf ankam. Wäre Heinrich IV. nicht zur Regierung gekommen, so hätte das Decret fortbestanden, und man hätte fortgefahren, an Philipp II. den Titel eines Schutzherrn Frankreichs und der Kirche zu verschwenden.

Mehrere Priester von der Ligue hatten sich überredet, und überredeten das Volk, daß Heinrich IV. kein Recht auf den Thron habe; daß das seit so langer Zeit geachtete Salische Gesetz nur ein Hirn-

gespinnst sey; daß es der Kirche allein zukomme, Kronen zu vergeben.

Man hat die Schriften eines gewissen von Orleans, pariser Parlamentsadvokaten und Abgeordneten der Ligue beim Landtag, aufbewahrt: dieser Advokat entwickelt dieses ganze System in einem dicken Buch, betitelt: Antwort der wahren Katholiken.

Merkwürdig ist die Schelmenlist und der schwärmerische Eifer, womit die Schriftsteller jener Zeit ihre Ansichten durch die jüdischen Bücher zu unterstützen suchten; als wenn die Gebräuche eines in den Felsen Palästinas versteckten Völkchens nach 3000 Jahren die Richtschnur für ein Land, wie Frankreich, seyn müßten! Wer möchte es glauben, daß, um Heinrich IV. von seinem Erbe auszuschließen, man das Beispiel eines jüdischen Zaunkönigs, Namens Ozias, anführte, welchen die Priester aus seinem Palast gejagt hatten, weil er den Aussatz hatte, und der nur daher mit Aussatz behaftet war, weil er dem Herrn Weihrauch hatte darbringen wollen? „Die „Ketzerei," sagt der Advokat Orleans, „ist der Aussatz „der Seele; folglich ist Heinrich IV. ein Aussätziger, „der nicht regieren darf." So folgert die ganze Partei der Ligue; man muß aber des Advokaten eigene Worte in Bezug auf das Salische Gesetz wiedergeben:

„Die Pflicht eines Königs von Frankreich ist, „daß er Christ sey, eben so gut wie männlichen Ge„schlechts. Wer den katholischen, apostolischen und „römischen Glauben nicht hat, ist kein Christ, und „glaubt nicht an Gott, und kann nicht rechtmäßiger„weise König von Frankreich seyn, eben so wenig „wie der ärgste Lumpenhund von der Welt."

Hier ist ein noch seltsameres Stück:

„Um König von Frankreich zu seyn, ist es nö„thiger, daß man Katholik, als daß man ein Mann „sey: wer das bestreitet, verdient, daß ihm ein „Scharfrichter eher als ein Philosoph antworte."

Nichts zeigt besser den Geist jener Zeit. Diese Grundsätze waren zu Rom seit 800 Jahren gültig, und werden erst seit einem Jahrhundert in halb Europa verabscheut. Die Spanier brachten vermittelst Geldes und Priester diese Meinungen in Frankreich auf, und Philipp II. hätte die entgegengesetzte Denkart vertheidigt, wenn er den geringsten Vortheil dabei vorausgesehen hätte.

Während man Heinrich mit Waffen, Feder, Politik und Aberglauben bekriegte; während jener eben so tumultuarische, eben so zwieträchtige als gegen das Recht verstoßende Landtag in Paris gehalten wurde, stand Heinrich vor den Thoren und bedrohte die Stadt. Er hatte einige Anhänger darin; viele wahre, ihre Noth und das Joch einer fremden Macht überdrüssige Bürger seufzten nach Frieden; allein Religionsvorurtheil hielt das Volk von ihm fern. Der niedrigste Haufe schreibt in dieser Hinsicht den Großen und den Vernünftigen Gesetze vor: er macht die größte Zahl aus, fährt blindlings zu, folgt stürmisch seinem Wahn; und Heinrich IV. war nicht in der Lage, Heinrich VIII. und der Königin Elisabeth nachahmen zu können. Er mußte seine Religion ändern. Dies kostet einen braven Mann immer Ueberwindung: die Gesetze der Ehre, die bei den gesitteten Völkern sich nie ändern, wenn auch alles übrige anders wird, belegen einigermaßen mit Schmach diese Aenderungen, wenn Eigennutz sie anrathet. Allein dieser Eigennutz ist so mächtig, so allgemein, so eng mit dem Wohl des Königreichs verknüpft, daß die vorzüglichsten Diener, die er unter den Calvinisten

hatte, ihm eben diese Religion zu ergreifen riethen, welche sie haßten: „Es ist nöthig," sagte Rosni zu ihm, „daß Ihr Papist werdet, und daß ich reformirt bleibe." Nichts konnte die Ligue und die spanische Partei mehr in Furcht setzen: die Namen Ketzer und Abtrünniger waren ihre Hauptwaffen, die durch seine Bekehrung kraftlos wurden. Er mußte sich unterrichten lassen, aber nur der Form wegen; denn er war in der That unterrichteter, als die Bischöfe, mit welchen er Besprechungen hielt. Durch seine Mutter im Lesen des alten und neuen Testaments auferzogen, war er in beiden ganz zu Haus; Abwägung sich widerstreitender Glaubenssätze war bei seiner Partei ebenso wie Krieg und Liebe der Gegenstand jeder Unterhaltung: Anführen von Stellen aus der Schrift, Anspielungen auf diese Bücher gehörten zu dem, was man in jenen Zeiten Schöngeisterei nannte; und die Bibel war Heinrich IV. so geläufig, daß er in der Schlacht bei Coutras, indem er mit eigener Hand einen Offizier, Namens Chateaurenard, zum Gefangenen machte: „Ergieb dich, Philister!" ausrief.

Was er über seine Bekehrung dachte, ersieht man hinlänglich aus seinem Briefe an Gabriele von Estrées: „Morgen thu ich den gefährlichen Sprung. Ich glaube, diese Leute werden mir die Vorstadt Saint Denis eben so verhaßt machen, als Ihnen Monceaux ist ...." Man opfert die Wahrheit einer sehr lügenhaften Höflichkeit auf, wenn man mit dem Jesuiten Daniel behauptet, Heinrich sey, als er sich bekehrte, schon lange Katholik im Herzen gewesen. Seine Bekehrung sicherte ihm allerdings sein Seelenheil: ich will es glauben; allein es scheint sehr, als ob Gabrielens Liebhaber nur um zu herrschen sich bekehrte: und noch augenscheinlicher ist, daß dieser Uebertritt sein Recht auf die Krone nicht im geringsten vermehrte.

Er hatte damals einen geheimen Abgesandten der Königin Elisabeth, Namens Thomas Vilquési, bei sich, welcher einige Zeit nachher seiner Gebieterin, der Königin, genau diese Worte schrieb:

„Vernehmen Sie, wie dieser Fürst seinen Reli„gionsübertritt entschuldigt, und die Worte, die er „mir gesagt hat *): Als ich zur Krone berufen wurde, „zogen sich 800 Edelleute und 9 Regimenter aus mei„nem Dienste weg, unter dem Vorwand, daß ich ein „Ketzer sey: die Genossen der Ligue beeilten sich, einen „König zu erwählen; die ansehnlichsten derselben bo„ten dem Herzog von Guise sich an: deswegen nun „habe ich nach reifer Ueberlegung mich entschlossen, „zur römischen Religion überzugehn; durch dieses „Mittel habe ich den dritten Stand mir völlig zuge„than gemacht; habe ich der Erwählung des Herzogs „von Guise vorgebeugt; habe ich die Willfährigkeit „des französischen Volkes mir erworben; habe ich vom „Herzog von Florenz das Versprechen wichtiger „Dienste erlangt; habe ich endlich die reformirte Re„ligion vor Schmach bewahrt.“

**) Heinrich schickte den Herrn Morland an die Königin von England, damit er eben dieses bestärke und so gut er könne ihn entschuldige. Morland sagt, Elisabeth habe geantwortet: „Kann es gesche„hen, daß eine weltliche Sache ihn die Furcht Gottes „abzulegen bewog?“ Als die Mörderin der Maria Stuart von der Furcht Gottes sprach, ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Königin die Komödiantin

---

*) Gezogen aus dem 3ten Theil der Manuscripte von Beze, no. VIII.

**) Gezogen aus dem 3ten Theil der Manuscripte von Beze, no. VIII.

machte, wie man es ihr so vielfach vorgeworfen hat: allein als der wackere und edelsinnige Heinrich IV. gestand, daß er nur um des Staatsvortheils willen, welcher den obersten Grund bei den Königen ausmacht, seine Religion verändert habe, läßt sich nicht zweifeln, daß er aufrichtig redete. Wie also kann der Jesuit Daniel der Wahrheit und seiner Leser so sehr spotten, daß er gegen so viele Wahrscheinlichkeit, so viele Beweise, und gegen die Kenntniß des menschlichen Herzens versichert, Heinrich IV. sey seit langem Katholik im Herzen gewesen? Noch einmal, der Graf von Boulainvilliers hat sehr Recht, wenn er versichert, daß ein Jesuit nicht getreu Geschichte schreiben könne.

Die Unterredungen, die man mit ihm hatte, machten seine Persönlichkeit allen denjenigen theuer, die aus Paris kamen, um ihn zu sehen. Als einer der Abgeordneten über die Vertraulichkeit erstaunte, mit welcher seine Offiziere sich um ihn drängten und kaum Platz machten, sagte er zu ihm: „was Sie sehen, ist „noch nichts: in den Schlachten drängen sie mich weit „anders." Endlich, nachdem er die Stadt Dreux mit Sturm wieder erobert, ehe er noch seinen neuen Katechismus lernte, nachdem er hierauf zu Saint-Denis seine Religion abgeschworen, zu Chartres sich krönen lassen, und vor allem Paris mit sich einverstanden gemacht hatte, welches eine Besatzung von deutschem Fußvolk, Neapolitanern und 3000 Spaniern besaß, zieht er als Landesherr darin ein, von nicht mehr Soldaten umgeben, als sich fremde Soldaten in den Mauern befanden.

Paris hatte seit 15 Jahren einen König weder gesehen noch anerkannt. Zwei Männer allein hatten diese Umwälzung bewirkt; der Marschall von Brissac, und ein braver Bürger, dessen Name minder erlaucht, und dessen Seele nicht minder edel war: ein Rathsverwandter

von Paris, Namens Langlois. Diesen zwei Wiederherstellern der öffentlichen Ruhe gesellten sich bald die Rathsherren und die angesehensten Bürger bei: die Maaßregeln wurden so gut getroffen, der Legat, der Cardinal von Pellevé, die spanischen Befehlshaber, die Sechzehner so schlau betrogen und nachher so wohl im Zaume gehalten, daß Heinrich IV. seinen Einzug in seine Hauptstadt hielt, beinahe ohne daß dabei Blut vergossen wurde (1594). Er schickte alle fremden Soldaten heim, die er doch hätte als Gefangene zurückbehalten können; er verzieh allen Genossen der Ligue. Die Gesandten Philipps II. reisten noch an demselben Tage ab, ohne die geringste Gewaltthätigkeit zu erfahren; und als der König von einem Fenster aus sie vorbeifahren sah, rief er ihnen zu: „Meine Herrn, meine Empfehlungen an euren Gebieter; aber kommt nicht wieder her.“

Mehrere Städte folgten dem Beispiel von Paris; allein Heinrich war noch weit entfernt, Herr des Königreichs zu seyn. Philipp II, der, um der Ligue immer nothwendig zu bleiben, dem König immer nur halbes Leid zugefügt hatte, fügte ihm in mehr denn einer Provinz dessen noch genug zu. Von seiner Hoffnung betrogen, unter dem Namen seiner Tochter einst in Frankreich zu herrschen, dachte er nur noch daran, das Königreich auf immerdar zu schwächen, indem er es zerstückte; und sehr wahrscheinlich war es, daß Frankreich in eine schlimmere Lage gerathen würde, wie zur Zeit, da die Engländer die eine Hälfte des Landes besaßen, und vornehme Privatleute als Tyrannen die andere beherrschten.

Der Herzog von Maïenne hatte Burgund für sich; der Herzog von Guise, Sohn des Guise mit der Schmarre, besaß Rheims und einen Theil der Champagne; der Herzog von Mercoeur herrschte in

der Bretagne, und die Spanier hatten dort Blavet, was heutzutage der Port-Louis ist. Die vornehmsten Hauptleute Heinrichs IV. sogar waren bedacht, sich unabhängig zu machen; und die Calvinisten, die er verlassen hatte, verschanzten sich gegen die Genossen der Ligue, und mittelten sich schon Hülfsquellen aus, um eines Tages dem königlichen Ansehen zu widerstehen.

Eben so vieler Ränke als Kämpfe bedurfte es, wenn Heinrich IV. sein Königreich nach und nach wieder erlangen sollte. Obgleich er Herr von Paris war, so stand doch seine Macht eine Zeit lang noch so wenig fest, daß der Papst Clemens VIII. ihm beständig die Absolution verweigerte, deren er in glücklichern Zeiten gar nicht bedurft hätte. Kein Orden betete für ihn in den Klöstern. Sein Name wurde sogar bis 1606 von den meisten Pfarrern in Paris im Gebete ausgelassen; und das zur Pflicht zurückgekehrte und die Priester zur Pflicht zurückführende Parlament mußte durch einen Beschluß verordnen, daß alle Pfarrer in ihr Meßbuch das Gebet für den König wieder einsetzen sollten. Ja das niedere katholische Volk war von der epidemischen Wuth der Religionsschwärmerei noch so besessen, daß beinahe kein Jahr verging, wo man ihm nicht nach dem Leben trachtete: alle Jahre brachte er damit zu, daß er bald das eine, bald das andere Parteienhaupt bekämpfte, besiegte, ihm verzieh, die Unterwerfung der Feinde bald durch Unterhandlung gewann, bald sie erkaufte. Wer sollte glauben, daß es ihn 32 Millionen damaliger Livres kostete, sich gegen die Ansprüche so vieler Großen abzufinden? Die Memoiren des Herzogs von Sülli bezeugen es: und diese Versprechen wurden treulich zu einer Zeit erfüllt, da er endlich, als unumschränkter König in Frieden lebend, diesen Preis

für die Empörung zu bezahlen sich hätte weigern können. Der Herzog von Maïenne schritt erst 1596 zum Vergleich. Heinrich söhnte sich aufrichtig mit ihm aus, und setzte ihn auf Isle de France zum Regierungsverwalter ein. Als ihn dieser eines Tages auf einem Spatziergang ermüdet hatte, sagte er ihm nicht blos: „Mein Freund, es ist dies das einzige Uebel, „das ich Ihnen in meinem Leben zufüge;" sondern er hielt ihm auch Wort; und nie hat er es gegen jemand gebrochen.

Mehrere Politiker meinen, nachdem Heinrich unumschränkt geworden, hätte er der Königin Elisabeth nachahmen und sein Königreich von der römischen Gemeinde trennen sollen; sie sagen, die Wagschale habe in Europa zu sehr auf Philipps II. und der Katholiken Seite sich geneigt; um sie ins Gleichgewicht zu bringen, habe man Frankreich protestantisch machen müssen; dies sey das einzige Mittel gewesen, ihm starke Bevölkerung, Reichthum und Macht zu verschaffen.

Allein bei Heinrich vereinigten sich nicht dieselben Umstände, wie bei Elisabeth; er hatte kein seinen Zwecken lebhaft zugethanes Nationalparlament zu seinem Befehle: es fehlte ihm überdies an Geld: sein Heer war nicht beträchtlich genug: Philipp II. führte beständig Krieg mit ihm; die Ligue war noch mächtig und noch belebt.

Er erlangte zwar sein Königreich wieder, aber arm, zerrissen, und ebenso von Grund aus umgestürzt, wie es zur Zeit Philipps von Valois, Johanns und Karls VI. war. Mehrere Heerstraßen waren unter Disteln verschwunden und durch unbebaute Felder bahnte man sich Wege. Paris, welches heutzutage ungefähr 700,000 Einwohner hält, hatte keine 180,000,

als er einzog *). Die unter Heinrich III. verschleuderten Staatseinkünfte waren damals nur noch ein öffentlicher Handel mit den letzten Blutstropfen des Volks, welche der Finanzrath und die Steuerpächter unter sich theilten.

Die Königin von England, der Großherzog von Florenz, deutsche Fürsten, die Holländer hatten ihm das Geld geliehen, mit welchem er sich gegen die Ligue, gegen Rom und gegen Spanien behauptet hatte; und um diese so rechtmäßigen Schulden abzutragen, wurden die allgemeinen Steuereinnahmen und die Kammergüter Pächtern dieser fremden Mächte überlassen, welche im Herzen des Königreichs die Staatseinkünfte eintrieben. Mehr denn ein Chef der Ligue, welcher von seinem Könige die Treue, die er ihm schuldig war, sich hatte abkaufen lassen, hielt sich nun ebenfalls Einnehmer der Staatseinkünfte, und theilte in dieser Hinsicht die Landeshoheit mit seinem Herrn. Die Pächter dieser Steuern erplünderten vom Volke das Dreifache, Vierfache der veräußerten Steuern; die dem König verbliebenen wurden auf gleiche Art verwaltet; und endlich, als die allgemein gewordene Bestehlung Heinrich IV. nöthigte, die ganze Verwaltung der Finanzen dem Herzog von Sülli zu übergeben, so fand dieser eben so aufgeklärte als unbestechliche Minister, daß man im Jahr 1596 150 Millionen vom Volk erhob, um davon ungefähr 30 Millionen in den königlichen Schatz gelangen zu lassen.

Wäre Heinrich IV. nur der bravste Fürst seiner Zeit, der gnädigste, offenste, rechtschaffenste gewesen,

---

*) Es gab 220,000 Seelen in Paris, als Heinrich die Stadt im Jahr 1590 belagerte; i. J. 1593 fanden nur 180,000 sich vor.

sein Königreich wäre zu Grunde gegangen; ein Fürst war erforderlich, der Krieg zu führen und Frieden zu schließen, alle Wunden seines Staates zu erkennen und dagegen Hülfe zu bringen, über die großen und über die kleinen Angelegenheiten zu wachen, alles zu verbessern und alles zu erschaffen im Stande war. Bei Heinrich IV. fand man dieses. Er verband die Verwaltung Karls des Weisen mit der Tapferkeit und Offenheit Franz I, und mit der Güte Ludwigs XII.

Um für so viele Bedürfnisse Rath zu schaffen, um zu gleicher Zeit so viele Verträge zu schließen und so viele Kriege zu führen, rief Heinrich IV. nach Rouen eine Versammlung der Notablen des Königreichs zusammen; das war eine Art Landtag; die Worte, die er in dieser Versammlung sprach, leben noch jetzt im Gedächtniß der guten Bürger fort, welche die Geschichte ihres Landes kennen: „Schon habe ich, durch die Gunst des Himmels, durch die Rathschläge meiner guten Diener, und durch den Degen meines braven Adels, von dem ich meine Prinzen nicht unterscheide, da die Edelmannseigenschaft unser schönster Titel ist, diesen Staat aus der Knechtschaft und aus dem Verderben gezogen. Ich will ihm nun seine Kraft und seinen Glanz wiedergeben. Nehmen Sie Theil an diesem zweiten Werk des Ruhms, wie Sie Theil an dem ersten genommen haben. Ich habe Sie nicht, wie meine Vorgänger, berufen, um Sie zur blinden Billigung meiner Willenserklärungen zu nöthigen, sondern, um Ihre Rathschläge zu empfangen, um ihnen zu glauben, sie zu befolgen, um mich in Ihre Hände in Vormundschaft zu geben. Das ist eine Lust, welche selten Könige, Siegreiche und Graubärte ankommt; aber die Liebe zu meinen Unterthanen macht alles mir möglich, alles mir ehrenhaft.“ Diese Beredtsamkeit

des Herzens bei einem Helden ist wohl erhaben über alle Kunst-Reden des Alterthums.

(1597) Inmitten dieser beständigen Arbeiten und Gefahren überraschen die Spanier Amiens, dessen Bürger sich selbst hatten schützen wollen: dieses verderbliche Vorrecht, das sie hatten, und welches sie mit so schlechtem Erfolg ausübten, diente nur dazu, ihre Stadt plündern zu lassen, die ganze Picardie auszusetzen und die Kraftanstrengungen derjenigen noch ferner zu beleben, welche Frankreich zerstücken wollten. Bei diesem neuen Unfall war Heinrich ohne Geld und krank. Dennoch sammelt er einige Truppen, rückt nach der Gränze der Picardie vor; kommt schnell nach Paris zurück, schreibt eigenhändig an das Parlament, an die Innungen, „um Mittel, die zu ernähren, welche den Staat vertheidigten,“ das sind seine eigenen Worte. Er geht selbst in das Pariser Parlament: „Wenn man mir ein Heer giebt,“ sagt er, „so gebe ich „freudig mein Leben zur Rettung und Wiederaufrich„tung meines Vaterlandes hin.“ Er schlug, um die schleunigen Hülfsquellen zu erlangen, welche nöthig waren, die Erschaffung neuer Aemter vor; allein das Parlament, welches in diesen Hülfsquellen selbst nur ein neues Unheil erblickte, verweigerte seinen Erlassen die Bestätigung; und der König mußte wiederholte Anheißungen an das Parlament ergehen lassen, ehe er sich in den Stand gesetzt sah, hinzugehn, um sein Blut an der Spitze seines Adels zu vergießen. Seine Geliebte, Gabriele von Estrées, lieh ihm Geld, um dieses Blut zu wagen, und sein Parlament enthielt ihm solches vor.

Durch Anleihen, durch die unermüdliche Sorge und die Ersparniß jenes Rosni, Herzogs von Sülli, der ihm zu dienen so würdig war, bringt er endlich ein blühendes Heer zusammen. Es war das einzige seit

30 Jahren, welches mit dem Nothwendigen versehen war, und das erste, welches ein ordentliches Lazaret besaß, worin die Verwundeten und die Kranken die Hülfe bekamen, die man bis dahin noch nicht gekannt hatte: jede Schaar hatte vorher ihre Verwundeten gepflegt, so gut es anging; und der Mangel an Pflege hatte eben so viele ums Leben gebracht, als die Waffen.

(1597) Im Angesicht des Erzherzogs Albrecht erobert er Amiens wieder, und zwingt ihn, sich zurückzuziehn. Von da eilt er, das übrige Königreich zum Frieden zu bringen; endlich gehört ihm ganz Frankreich an. Der Papst, der ihm, als er noch nicht fest stand, eine eben so unnütze als lächerliche Sündenbefreiung verweigert hatte, gab sie ihm, als er siegreich war. Nur mit Spanien Friede zu machen blieb ihm noch übrig: er wurde geschlossen zu Vervins (1598), und dies war der erste vortheilhafte Vertrag, den Frankreich seit Philipp August mit seinen Feinden zu Stande brachte.

Nun sucht er mit ganzer Sorgfalt, zur Ordnung und Blüthe dieses Königreich zu bringen, das er erobert hatte: die überflüssigen Truppen werden beurlaubt, Ordnung in den Finanzen folgt auf die hassenswertheste Räuberei: ohne sein Volk zu drücken, trägt er nach und nach alle Schulden der Krone ab. Die Bauern sagen es ihm heute noch nach, er habe gewollt, sie sollten alle Sonntage ein Huhn im Topfe haben: ein platter Ausdruck, aber eine väterliche Gesinnung. Es war gewiß eine bewundernswürdige Sache, daß er, trotz der Erschöpfung und der Räuberei, in weniger als 15 Jahren, die Last der Steuern um 4 Millionen Livres seiner Zeit, die ungefähr 10 in unsern Tagen machten, vermindert hatte; daß alle andern Abgaben auf die Hälfte herabgesetzt

wurden; daß er 100 Millionen Schulden bezahlt hatte, die heutzutage ungefähr 250 Millionen machen würden. Er kaufte für mehr als 50 Millionen Kammergüter zurück, die heutzutage veräußert sind; alle festen Plätze wurden ausgebessert, die Vorrathsgebäude, die Zeughäuser gefüllt, die Heerstraßen unterhalten: darin besteht der ewige Ruhm des Herzogs von Sülli, und des Königs, der es wagte, einen Kriegsmann zur Wiederherstellung der Staatsfinanzen zu erwählen, und seinem Minister in der Arbeit beistand.

Die Gerechtigkeitspflege wird verbessert, und was weit schwieriger war, die beiden Religionen leben in Frieden mit einander, wenigstens dem Scheine nach. Handel, Künste sind in Ehren. Die Gold- und Silberstoffe, die durch ein Aufwandsgesetz im Anfang einer schweren Regierung und bei der Armuth des Volks verpönt waren, erscheinen mit vermehrtem Glanze wieder und bereichern Lyon und Frankreich. Er errichtet Manufakturen von Haute-Lice-Tapeten in Wolle und in Seide, durch Gold erhöht: man fängt an, kleine Spiegel im venetianischen Geschmack zu verfertigen. Ihm allein verdankt man die Seidenwürmer, die Pflanzungen von Maulbeerbäumen, ohnerachtet Süllis Widerstreben, der schätzbarer in seiner Treue und in der Kunst, das Staatsvermögen zu leiten und zu erhalten, als fähig war, unter neuen Erfindungen die nützlichen zu erkennen.

Heinrich läßt den Canal von Briare graben, durch welchen man die Seine mit der Loire verbunden hat. Paris wird erweitert und verschönert: er gestaltet den Königsplatz; er stellt alle Brücken wieder her. Die Vorstadt Saint-Germain hing nicht mit der Stadt zusammen, war nicht gepflastert: der König nimmt alles über sich. Diese schöne Brücke läßt er bauen, auf welcher das Volk noch heute mit Liebe seine

Statue betrachtet. Saint-Germain, Monceaux, Fontainebleau, und besonders der Louvre werden erweitert und beinah neu aufgebaut. Er giebt Wohnungen im Louvre, unter dieser langen Gallerie, welche sein Werk ist, Künstlern aller Art, welche er oft mit seinen Blicken und mit Belohnungen aufmunterte. Er ist endlich der wahre Stifter der königlichen Bibliothek.

Als Don Pedro von Toledo durch Philipp III. als Botschafter zu Heinrich gesandt wurde, erkannte er diese Stadt nicht mehr, die er früher so unglücklich und so darniederliegend gesehen hatte: „das macht, „weil der Hausvater damals nicht da war," sagte Heinrich zu ihm, „und heutzutage, da er seine Kinder „pflegt, gedeihen sie." Die durch Katharina von Medicis mitten in den Unruhen am Hof eingeführten Spiele, Feste, Bälle und Ballete schmückten unter Heinrich IV. die Zeiten des Friedens und der Glückseligkeit.

Während er so seinen Staat blühend machte, war er der Schiedsrichter der andern. Die Päpste hatten zur Zeit der Ligue es sich nicht einfallen lassen, daß der Bearner der Friedensstifter Italiens und der Vermittler zwischen ihnen und Venedig seyn würde. Denn doch schätzte Paul V. sich überglücklich, sich an ihn wenden zu können, damit er ihn aus dem schlechten Schritt ziehen möchte, den er gethan, indem er wegen der unbestreitbaren Rechte, welche der venetianische Senat mit seiner gewohnten Kraft behauptete, gegen den Senat und den Dogen von Venedig den Bannstrahl schleuderte, und das, was man ein Interdikt nennt, auf den ganzen venetianischen Staat warf. Der König war der Schiedsrichter dieses Zwistes: derjenige, welchen die Päpste in Kirchenacht gethan

hatten, bewirkte die Aufhebung *) der Kirchenacht, die auf Venedig lastete.

---

*) Daniel erzählt einen Umstand, der sehr auffallen muß, und er ist der Einzige, der ihn erzählt. Er behauptet, Heinrich habe, nachdem er den Papst mit dem venetianischen Freistaat ausgesöhnt, dieses sein Versöhnungswerk selbst wieder zerstört, indem er dem Nuncius zu Paris einen aufgefangenen Brief eines Genfer Predigers mittheilte, worin dieser sich damit rühmte, daß der Doge von Venedig und mehrere Senatoren im Herzen protestantisch wären und nur auf günstige Gelegenheit, sich zu erklären, warteten; daß der Pater Fulgentio, vom Orden der Serviten, der Gefährte und Freund des berühmten Sarpi, der unter dem Namen Fra-Paolo so bekannt ist, „wirksam in diesem Weinberg arbeitete." Er fügt hinzu, Heinrich IV. habe diesen Brief durch seinen Gesandten dem Senate vorlegen lassen, und man habe daraus nur den Namen des angeschuldigten Doge weggelassen. Allein, nachdem nun Daniel den Inhalt dieses Briefes angegeben, in welchem eben so wie in der dem Senat vorgelegten Abschrift der Name des Fra-Paolo angeführt wurde, so nennt er doch den calvinistischen Pastor nicht, der diesen vorgeblich aufgefangenen Brief geschrieben habe. Ueberdies muß man bemerken, daß in jenem Brief von den Jesuiten die Rede war, welche der venetianische Freistaat aus seinem Schooße verbannt hatte. Endlich gebraucht Daniel dieses Unternehmen, das er Heinrich IV. aufrechnet, als einen Beweis des Eifers dieses Fürsten für die katholische Religion. Es wäre ein sehr befremdender Eifer bei Heinrich IV. gewesen, auf diese Weise Unruhe in dem venetianischen Senat, dem besten seiner Bundsgenossen, zu verbreiten, und die verächtliche Rolle eines Aufhetzers und Angebers mit dem

Er beschützte die im Entstehen begriffene Republik Holland, war mit seiner Ersparniß ihr behülflich, und trug nicht wenig dazu bei, daß sie von Spanien für frei und unabhängig anerkannt wurde.

So war denn sein Ruhm innerhalb und außerhalb des Königreichs befestigt: er galt für den größten Mann seiner Zeit. Der Kaiser Rudolph hatte nur bei den Physikern und Chemikern einen Namen: Philipp II. hatte nie gekämpft: alles wohl überlegt, war er nichts als ein arbeitsamer, finsterer und verstellter Tyrann, und seine Klugheit konnte mit Heinrichs IV. Tapferkeit und Offenheit nicht in Vergleichung treten, der, bei aller seiner Lebhaftigkeit, doch eben so staatsklug war, wie er. Elisabeth erwarb sich einen großen Namen: allein, da sie nicht dieselben Hindernisse zu

---

ruhmvollen Titel eines Friedensstifters zu vereinigen. Kann seyn, daß ein wahrer oder untergeschobener Brief eines Genfer Predigers vorlag, daß dieser Brief sogar einige kleine, für die großen Gegenstände der Geschichte sehr gleichgültige Ränke hervorbrachte; aber keineswegs wahrscheinlich ist, daß Heinrich IV. zu der Niedrigkeit herabgestiegen sey, aus welcher Daniel ihm eine Ehre macht: er fügt hinzu: „ein jeder, der mit den Ketzern in Verbindung stehe, sey von ihrer Religion, oder besitze gar keine." Diese gehässige Bemerkung geht sogar gegen Heinrich IV, welcher von allen Menschen seiner Zeit die meisten Verbindungen mit den Reformirten hatte. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Pater Daniel lieber in das Einzelne von Heinrichs IV. und des Herzogs von Sülli Verwaltung eingegangen wäre, als in diese Kleinheiten, die mehr Parteilichkeit als Billigkeit zeigen, und die leider einen Schriftsteller verrathen, der mehr Jesuit, als Staatsbürger ist.

übersteigen hatte, konnte sie auch nicht denselben Ruhm genießen: derjenige, den sie verdient, wurde durch die Komödiantinkniffe, die man ihr vorwarf, verdunkelt, und befleckt von Maria Stuarts Blut, von welchem nichts sie rein zu waschen vermag. Sixtus V. machte sich durch die Wiederaufrichtung der Obelisken und durch die Denkmäler, womit er Rom verschönerte, bekannt; allein ohne dieses Verdienst, welches weit entfernt ist das vorzüglichste zu seyn, wußte niemand von ihm, außer, daß er die Papstwürde durch funfzehn Jahre der Verstellung erlangte, und bis zur Grausamkeit strenge war.

Die, welche jetzt noch Heinrich IV. seine Liebschaften mit so viel Bitterkeit vorwerfen, bedenken nicht, daß alle diese Schwächen sich in dem Besten der Menschen vorfanden, und daß keine derselben ihn hinderte, gut zu regieren. Das lag wohl klar am Tage, als er bei Gelegenheit des jülichschen Erbfalles der Schiedsrichter Europas zu seyn sich anschickte. Eine alberne Verläumdung le Vassors und einiger anderer Sammler ist es, Heinrich habe diesen Krieg für die junge Prinzessin von Condé unternehmen wollen. Dem Herzog von Süllі muß man glauben, der die Schwäche dieses Monarchen eingesteht, aber zugleich beweist, daß die großen Plane des Königs mit der Leidenschaft der Liebe nichts gemein hatten. Gewiß nicht für die Prinzessin von Condé hatte Heinrich den Vertrag von Querasque geschlossen, hatte er aller Machthaber Italiens, aller protestantischen Fürsten Deutschlands sich versichert und war er auf dem Punkte, seinem Ruhme dadurch die Krone aufzusetzen, daß er die Waage von ganz Europa hielt.

Er war bereit, an der Spitze von 46 tausend Mann nach Deutschland aufzubrechen. Vierzig Millionen in Vorrath, unermeßliche Zurüstungen, sichere

Bündnisse, geschickte, unter ihm gebildete Feldherrn, die protestantischen Fürsten Deutschlands, der neue Freistaat der Niederlande, ihm an die Hand zu gehen bereit, alles sicherte ihm ein dauerhaftes Gelingen zu. Die vorgebliche Theilung Europas in 15 Herrschaften ist anerkannt für ein Hirngespinnst, das ihm nicht in den Sinn kam. Wenn je über einen so außerordentlichen Plan Unterhandlungen angeknüpft worden wären, so hätte man gewiß etwas darauf Hindeutendes in England, Venedig und Holland gefunden, mit welchen man muthmaaßt daß Heinrich diese Umwälzung vorbereitet habe; nicht die leiseste Spur ist davon vorhanden; weder wahr noch wahrscheinlich ist der Plan: allein durch seine Bündnisse, durch seine Waffen, durch seine Haushaltung, stand er auf dem Punkt, das Staatensystem Europas umzuwandeln und sich zum Schiedsrichter desselben zu machen.

Wenn man nun dieses treue Bild Heinrichs IV. einem Fremden von gesundem Verstand, der vorher nie von ihm hätte reden hören, machte und mit den Worten schlösse: das ist dieser selbe Mann, den mitten unter seinem Volke der Mordstahl traf, und den er mehrmals traf, und von Menschen, welchen er nicht das Geringste zu Leid gethan hatte; er könnte es nicht glauben.

Es ist etwas sehr Beweinenswerthes, daß dieselbe Religion, die, wie so viele andere, die Verzeihung der Beleidigungen befiehlt, seit langer Zeit zu so vielen Mordthaten der Antrieb gewesen ist, und dieses zufolge des einzigen Grundsatzes, daß, wer nicht, wie wir, denkt, verworfen werde, und daß man vor den Verworfenen Abscheu haben müsse.

Noch befremdender aber ist, daß Katholiken gegen das Leben dieses guten Königs, seitdem er katholisch war, Verrath anstifteten. Der Erste, der sogar zur

Zeit seines Uebertritts zu Saint-Denis ihn tödten wollte, war ein Wicht aus der Hefe des Volkes, mit Namen Peter Barrière: er trug einige Bedenklichkeiten, als der König zum katholischen Glauben übergetreten war: allein der wüthendste Eiferer der Ligue, der Pfarrer Aubri zu Saint-André-des-Arcs, ein Kapuziner, ein habituirter Priester, und der Rector des Jesuitercollegiums, Varade, bestärkten ihn in seinem Plan. Der berühmte Stephan Pâquier, General-Advokat der Rechnungskammer, betheuert, aus dieses Barrières eigenem Munde gehört zu haben, Varade habe ihn zu diesem Verbrechen aufgemuntert. Neue Glaubhaftigkeit erhält diese Anschuldigung durch Varade's und des Pfarrers Aubri Flucht, die im Hause des Cardinal-Legaten sich bargen, und ihn auf seiner Rückkehr nach Rom begleiteten, als Heinrich IV. in Paris einzog; und, was endlich die Glaubhaftigkeit noch stärker macht, Varade und Aubri wurden hernach, in Folge eines Beschlusses des pariser Parlaments, im Bilde geviertheilt, wie in Heinrichs IV. Tagebuch berichtet wird. Daniel giebt sich verzeihlicherweise viele Mühe, den Jesuiten Varade zu entschuldigen; die Pfarrer jedoch geben sich gar keine, das wüthende Beginnen der Pfarrer jener Zeit zu rechtfertigen; die Sorbonne bekennt sich zu den strafbaren Beschlüssen, die sie erlassen hat; die Dominicaner gestehen heutzutage, daß ihr Mitbruder Clement Heinrich III. ermordet hat und zu diesem Königsmord durch den Prior Bourgoin angetrieben wurde. Die Wahrheit siegt über alle Rücksichten; und diese selbe Wahrheit spricht, daß keiner der Geistlichen unserer Tage für seiner Vorgänger blutdürstige Grundsätze und wilden Aberglauben weder einstehen noch erröthen darf; weil es keinen mehr giebt, der nicht davor schaudert; nur damit ihnen

niemals nachgeahmt werde, bewahrt sie die Denkmäler dieser Verbrechen auf.

Der Schwärmer-Geist war so allgemein verbreitet, daß man einen blödsinnigen Karthäuser, Namens Ouin, verführte und ihm in den Kopf setzte, er müsse Heinrich IV. tödten, um schneller in den Himmel zu kommen: der Wicht wurde wie ein Närrischer von seinen Obern eingesperrt. Zu Anfang von 1599 beschlossen zwei flandrische Franciscaner, der eine Namens Arger, der andere Ridicovi, aus Italien gebürtig, die That ihres Mitbruders Jacques Clément zu erneuern: der Anschlag wurde entdeckt: sie büßten am Galgen das Verbrechen, das sie nicht hatten ausführen können. Ihre Hinrichtung erschreckte nicht einen Bruder Kapuziner aus Mailand, der in derselben Absicht nach Paris kam und gehangen wurde, wie sie (1596). Ein Vicar von Saint-Nicolas-des-Champs, ein Tapezierer hatten dasselbe Verbrechen vor, und litten dieselbe Todesstrafe (1596).

(1594) Von allen Mordangriffen ist der von Johann Châtel begangene derjenige, welcher am deutlichsten zeigt, welch ein Schwindelgeist damals herrschte. In einer ansehnlichen Familie von reichen Aeltern geboren, gut von ihnen erzogen, jung, ohne Erfahrung, noch nicht 19 Jahre alt, konnte er unmöglich von selbst zu diesem verzweifelten Entschluß gekommen seyn. Es ist bekannt, daß er im Louvre selbst dem König einen Messerstich beibrachte, und daß er ihn nur an den Mund traf, weil dieser gute Fürst, der alle seine Diener umarmte, wenn sie nach einiger Abwesenheit ihm wieder aufwarteten, sich damals bückte, um Montigni zu umarmen.

Er behauptete in seinem ersten Verhör, „daß er „eine gute Handlung gethan habe, und weil der König „vom Papst noch nicht absolvirt sey, so könne er ihn

„mit gutem Gewissen tödten." Schon hierdurch war die Verführung am Tag.

Er hatte lange Zeit im Jesuitercollegium studirt. Unter den Uebungen eines gefährlichen Aberglaubens gab es in jenen Zeiten eine, die fähig war, den Geist an sich irre zu machen, das war eine Stube zum Nachdenken, in welche man einen jungen Menschen einschloß: die Wände waren mit Abbildungen von bösen Geistern, Qualen und Flammen bemalt, und von düsterem Schein erleuchtet: eine rege und schwachsinnige Einbildungskraft ward dadurch oft bis zum Wahnsinn gereizt. Dieser Wahnsinn stieg im Kopfe jenes Unglücklichen so hoch, daß er glaubte, er werde sich aus der Hölle erkaufen, wenn er seinen Landesherrn ermordete; so sehr verwirrte die Religionswuth noch die Köpfe! so sehr flößte der Fanatismus eine dumme Bosheit ein!

Unbezweifelbar würden die Richter gegen ihre Pflicht verstoßen haben, wenn sie nicht die Papiere der Jesuiten hätten untersuchen lassen, zumal, nachdem Johann Châtel eingestanden, er habe bei einigen dieser Mönche oft gehört, es sey erlaubt, den König zu tödten.

Man fand in den Schriften des Professors Guignard buchstäblich diese Worte von seiner Hand: „weder „Heinrich III, noch Heinrich IV, noch die Königin Eli„sabeth, noch der König von Schweden, noch der „Churfürst von Sachsen, seyen wahre Könige: Heinrich „III. sey ein Sardanapal, der Bearner ein Fuchs, „Elisabeth eine Wölfin, der König von Schweden ein „Greiff, und der Churfürst von Sachsen ein Schwein." Das nannte man Beredtsamkeit. „Jacques Clement," sagt er, „hat eine heldenmäßige, vom heiligen Geist „eingegebene That vollbracht: wenn man den Bearner

„bekriegen kann, so bekriege man ihn; wenn man „ihn nicht bekriegen kann, so ermorde man ihn."

Guignard that sehr unklug, daß er im Augenblick, da er das Verbrechen Châtel's erfuhr, diese Schrift nicht verbrannte. Man bemächtigte sich seiner und Guéret's, Professors einer abgeschmackten Wissenschaft, die man Philosophie nannte, dessen Schüler Châtel lange gewesen war. Guignard wurde gehangen und verbrannt; und Guéret, der im Verhör nichts gestanden hatte, wurde blos aus dem Königreich verbannt mit allen Brüdern, die sich Jesuiten nennen.

Das Vorurtheil muß fürwahr eine sehr dichte Binde um die Augen legen, da der Jesuit Jouvency, in seiner Geschichte der Gesellschaft Jesu, Guignard und Guéret mit den durch Nero verfolgten ersten Christen vergleicht; er lobt besonders Guignard, daß er nie habe den König und die Gerechtigkeit um Verzeihung bitten wollen, als er öffentliche Abbitte that, die brennende Fackel in der Hand und seine Schriften auf dem Rücken: er läßt in Guignard einen Märtyrer erblicken, der Gott um Verzeihung bittet, weil er denn doch ein Sünder seyn konnte; der jedoch seinem Gewissen ohnerachtet nicht gestehen kann, daß er den König beleidigt habe. Wie hätte er ihn denn mehr beleidigen können, als indem er schrieb, man müsse ihn tödten, außer etwa, indem er selbst ihn tödtete? Jouvency betrachtet den Parlamentsbeschluß als ein sehr ungerechtes Urtheil: Meminimus, sagt er, et ignoscimus, wir erinnern uns daran und verzeihen es. Der Parlamentsbeschluß war zwar streng, aber sicherlich kann er nicht ungerecht erscheinen, wenn man auf die Schriften des Jesuiten Guignard, die Zornausbrüche eines gewissen Hay, auch eines Jesuiten, das Geständniß Johann Châtels sieht, auf die

Schriften Tollet's, Bellarmin's, Mariana's, Emanuel Sa's, Suarès's, Salmeron's, Molina's, die Briefe der Jesuiten zu Neapel, und auf so viele andere Schriften, in welchen man jene Lehre des Königsmordes findet. Wahr ist es, daß kein Jesuit den Châtel angestiftet hatte: aber sehr wahr ist es auch, daß während er bei ihnen studirte, er diesen Grundsatz gehört hatte, der damals nur zu allgemein gelehrt wurde: wahr ist es ferner, daß die Jesuiten sich daran erinnerten, daß der Jesuit Guignard gehangen und verbrannt wurde; aber ganz unwahr ist es, daß sie es verziehen.

Wie kann man in solchen Zeiten die Verbannung der Jesuiten gar zu ungerecht finden, wenn man sich nicht über die Verbannung von Johann Châtel's Vater und Mutter beklagt, auf denen keine andere Schuld haftete, als daß sie einem Armseligen das Daseyn gegeben, den man um seinen Verstand brachte. Diese unglücklichen Aeltern wurden geächtet und zu einer Geldstrafe verurtheilt; man riß ihr Haus nieder und errichtete an der Stelle eine Pyramide, auf welche man das Verbrechen und das Urtheil einschrieb: es stand da: „Der Gerichtshof hat überdies in Bann diese „Gesellschaft neuer Art und eines teuflischen Aber„glaubens gethan, welche Johann Châtel zu dieser „schaudererregenden Frevelthat vermocht hat.“ Was noch sehr Beachtung verdient, ist, daß der Parlamentsbeschluß zu Rom in den Index eingetragen wurde. Dieß alles bewahrheitet, daß jene Zeiten die des Fanatismus waren; daß, wenn die Jesuiten, gleich den Andern, verabscheuenswerthe Grundsätze lehrten, sie doch gefährlicher wie die Andern erschienen, weil sie die Jugend erzogen; daß sie für vergangene Fehler bestraft wurden, die drei Jahre vorher in Paris nicht als Fehler galten, und daß endlich der unglückliche Zeitgeist diesen Parlamentsbeschluß nothwendig machte.

So nothwendig war er, daß man damals sogar eine Freisprechung Johann Châtel's erscheinen sah, worin man sagte, „sein Frevel sey eine tugendhafte, „edelsinnige, heldenmüthige, den größten Handlungen „der heiligen und weltlichen Geschichte vergleichbare „That, und gottlos müsse man seyn, um daran zwei„feln zu können. Es giebt daran, meint diese Frei„sprechung, nur einen Punkt auszusetzen, nehmlich „daß Châtel sein Unternehmen nicht zur Vollendung „gebracht hat, um den Bösen an seinen Ort zu schik„ken, wie den Judas."

Aus dieser Freisprechung ersieht man deutlich, daß, wenn Guignard den König nie um Verzeihung bitten wollte, er ihn nicht als König anerkannte. „Die „Standhaftigkeit dieses heiligen Mannes," sagt der Verfasser, „wollte nie denjenigen anerkennen, den die „Kirche nicht anerkannte; und obgleich die Richter sei„nen Leib verbrannt und seine Asche in den Wind ge„worfen haben, so wird sein Blut doch vor dem Gott „Sabaoth gegen diese Mörder sieden, der es ihnen „wird zu vergelten wissen."

So war der Geist der Ligue, so der Mönchsgeist, so der verwünschenswerthe Mißbrauch der so falsch verstandenen Religion, und so hat dieser Mißbrauch fortbestanden, bis auf die neuesten Zeiten.

Noch in unsern Tagen sah man einen Jesuiten, Namens la Croix, Theolog zu Cölln, ich weiß nicht welches Werk eines alten Jesuiten, Namens Busenbaum, mit Zusätzen neu herausgeben; ein Werk, das eben so verborgen, wie sein Verfasser und sein Zusetzer geblieben wäre, hätte man nicht zufällig darin das Scheusal einer Lehre über Menschenmord und Königsmord ausgegraben.

In jenem Buche steht, ein Mensch, den ein Fürst geächtet, könne nur im Lande des Fürsten von rechts-

wegen ermordet werden; ein Landesherr aber, den der Papst geächtet, könne aller Orten ermordet werden, weil der Papst der Landesherr des Erdballs sey; und ein mit der Tödtung eines Excommunicirten Beauftragter, wer er auch sey, könne diesen Auftrag einem Andern übergeben, und eine Handlung christlicher Liebe sey es, diesen Auftrag anzunehmen.

Zwar haben die Parlamenter dieses ruchlose Buch verdammt; zwar haben die Jesuiten Frankreichs öffentlich diese Sätze verflucht; aber dieses, jüngst mit Zusätzen neu aufgelegte Buch beweist denn doch hinlänglich, daß diese höllischen Grundsätze lange Zeit mehr denn einem Kopfe eingeprägt waren, daß eben diese Grundsätze für heilig, für Punkte der Religion betrachtet wurden, und folglich die Gesetze nicht mit zu viel Strenge gegen die Lehren des Königsmordes sich erheben konnten.

Heinrich IV. ward endlich das Opfer dieser entsetzlichen christlichen Gottesgelahrtheit. Ravaillac war eine Zeit lang Barfüßer gewesen und sein Geist noch ganz erhitzt von dem, was er in seiner Jugend alles gehört hatte: nie hat in irgend einem Jahrhundert der Aberglaube solche Wirkung hervorgebracht. Dieser Elende glaubte gerade so wie Johann Châtel, daß er die göttliche Gerechtigkeit zufrieden stellte, wenn er Heinrich IV. tödete. Das Volk sagte, Heinrich IV. wolle den Papst mit Krieg heimsuchen, weil er den Protestanten Deutschlands zu Hülfe kommen wollte. Deutschland war in zwei Bünde gespalten, wovon der eine der evangelische war, der aus beinah allen protestantischen Fürsten Deutschlands bestand, der andere der katholische hieß, an dessen Spitze man den Namen des Papstes gesetzt hatte. Heinrich IV. beschützte den protestantischen Bund; das ist der einzige Grund des Meuchelmordes: man muß den sich immer

gleichbleibenden Aussagen Ravaillac's glauben. Er versicherte, ohne je anders zu sprechen, daß er keinen Mitschuldigen habe, daß er zu diesem Königsmord durch einen Trieb, den er nicht habe bemeistern können, genöthigt worden; er unterschrieb sein Verhör, von dem ein Parlamentsactuar einige Blätter im Jahr 1720 wieder aufgefunden hat: ich habe sie gesehen: der verruchte Name ist sehr schön geschrieben, und darunter, von derselben Hand: „Beständig soll in meinem Herzen Jesus der Sieger seyn:" ein neuer Beweis, daß dieses Ungeheuer nur ein in Raserei verfallener Blödsinniger war.

Man weiß, daß er zu einer Zeit Barfüßer gewesen, wo diese Mönche noch schwärmerische Anhänger der Ligue waren; es war ein durch Laster und Aberglauben verdorbener Mensch. Der Rath Matthieu, Geschichtsschreiber von Frankreich, der lange Zeit im kleinen Palast Retz, nahe am Louvre, mit ihm sprach, sagt in seinem Bericht, dieser Elende sey seit 3 Jahren in Versuchung gewesen, Heinrich IV. zu tödten. Als ein Parlamentsrath ihn in jenem Palast Retz, in Matthieu's Gegenwart fragte, wie er an den sehr christlichen König habe Hand anlegen können, antwortete er: „Das ist die Frage, ob er sehr christlich ist."

Das Walten eines Verhängnisses im menschlichen Schicksal giebt sich hier deutlicher, als in irgend einem andern Ereigniß zu erkennen. Ein Schullehrer in Angoulême tödtet, ohne Verschwörung, ohne Mitschuldige, ohne Aussicht auf Vortheil, Heinrich IV. in der Mitte seines Volkes, und wandelt die Gestalt Europas um.

Aus den 1611 in Druck erschienenen Akten seines Prozesses sieht man, daß dieser Mensch in der That keine andere Mitschuldige, als die Predigten der Pfarrer und die Reden der Mönche hatte. Er war sehr

andächtig, verrichtete Gedanken- und Stoßgebete; er hatte sogar himmlische Erscheinungen; er bekennt, daß nach seinem Austritt aus dem Barfüßerorden er oft Lust gehabt, Jesuit zu werden. Sein Geständniß lautet, sein erster Plan sey gewesen, den König zur Verpönung der reformirten Religion zu vermögen, und er habe sogar in den Weihnachtsfeiertagen, als er den König in derselben Straße, in welcher er ihn nachher ermordete, habe vorbeifahren sehen, gerufen: „Sire, „im Namen unseres Herrn Jesu Christi und der heili„gen Jungfrau Maria, hören Sie mich an!" er sey von der Leibwache zurückgestoßen worden: nachher sey er in seine Heimath, nach Angoulême zurückgekehrt, wo er 80 Schüler gehabt; dort habe er oft gebeichtet und communicirt. Es ist erwiesen, daß er den Entschluß zu seinem Verbrechen nur unter wiederholten Uebungen aufrichtiger Andacht faßte. Seine Antwort in seinem 2ten Verhör lautet genau so: „Durchaus niemand hat, dieses zu thun, ihn verleitet, als das gemeine Gerücht der Soldaten, welche sagten, wenn der König gegen den heiligen Vater Krieg führen wollte, so würden sie ihm beistehen und dafür sterben: aus welchem Grunde er sich der Versuchung überlassen hat, die ihn trieb, den König zu tödten, weil, indem er gegen den Papst Krieg führte, er ihn gegen Gott führte, maßen der Papst Gott sey und Gott der Papst sey." So vereinigt sich alles zu der Bewahrheitung, daß Heinrich IV. in der That nur durch die Vorurtheile ermordet wurde, die seit langer Zeit die Menschen blind und die Erde zur Oede gemacht haben. Man unterfing sich, dieses Verbrechen dem Hause Oesterreich, der Gemalin des Königs Maria von Medicis, seiner Geliebten Balzac von Entragues, dem Herzog von Epernon aufzurechnen: gehässige Muthmaßungen, die Mézerai und Andere ohne Prüfung aufgenommen ha-

ben, die sich wechselseitig zerstören, und die nur zeigen können, wie sehr der menschliche Hang zum Bösen leichtgläubig ist.

Ausgemacht ist es nun, daß man in den Niederlanden von seinem nahen Tode noch vor dem Streich des Mörders sprach. Allein es ist nicht zu verwundern, daß die Anhänger der katholischen Ligue beim Anblick des furchtbaren Heeres, das ihn an seiner Spitze erwartete, sagten, nur Heinrichs Tod könne sie retten. Sie und die Ueberbleibsel der Ligue wünschten irgend einen Clément, irgend einen Gérard, irgend einen Châtel: vom Wunsche gieng man leicht zur Hoffnung über: dieses Gerede verbreitete sich; drang in die Ohren Ravaillac's und bestimmte ihn.

Es ist ebenfalls gewiß, daß man Heinrich geweissagt hatte, er werde im Wagen sterben. Diese Vorstellung kam daher, weil dieser sonst so unerschrokkene Fürst, wenn er fuhr, immer von der Furcht, umgeworfen zu werden, beunruhigt wurde. Diese Schwäche betrachteten die Sterndeuter als eine Ahnung; und das allerunwahrscheinlichste Ereigniß rechtfertigte dasjenige, was sie aufs Gerathewohl behauptet hatten.

Ravaillac war nur das blinde Werkzeug des Zeitgeistes, der nicht minder blind war. Jener Barrière, jener Châtel, jener Karthäuser, Namens Ouin, jener Vicar von Saint-Nicolas-des-Champs, der 1596 gehangen wurde; endlich sogar ein Elender, der wahnsinnig war oder scheinen wollte, Andere, deren Name mir entgeht, hatten den Vorsatz zu demselben Mord gefaßt, beinah alle jung und alle aus der Hefe des Volks: so sehr wird bei dem gemeinen Volk und bei der Jugend die Religion zur Wuth! Von allen Mördern jener Art, die dieses schauderhafte Jahrhundert hervorbrachte, war nur Poltret von Méré ein Edel-

mann. Diejenigen nehme ich aus, welche den Herzog von Guise auf Befehl Heinrichs III. tödeten; das waren nicht Schwärmer: sie waren nur niederträchtige Söldlinge.

Nur zu wahr ist es, daß, so lange Heinrich IV. lebte, er weder gekannt noch geliebt wurde. Derselbe Geist, der so viel Morde stiftete, wiegelte beständig gegen ihn die katholische Partei auf; und seine nothwendige Religionsänderung entfernte die Reformirten von ihm. Seine Frau, die ihn nicht liebte, drückte ihn mit häuslicher Bekümmerniß nieder. Seine Geliebte sogar, die Marquise von Verneuil, spann Verrath gegen ihn an: die grausamste Satire, die seine Sitten und seine Rechtschaffenheit angriff, war das Werk der Prinzessin von Conti, seiner nahen Verwandtin. Kurz, er fing nicht eher an, der Nation theuer zu werden, als nachdem er ermordet worden war. Die unüberlegte, aufruhrreiche und unglückliche Regentschaft seiner Wittwe ließ den Verlust ihres Mannes noch lebhafter bedauern. Von allen seinen Tugenden gaben die Memoiren des Herzogs von Sülli Rechenschaft, und machten, daß man seinen Schwächen verzieh. Je tiefer man in die Geschichte eindrang, desto inniger liebte man ihn. Ludwigs XIV. Jahrhundert war ohne Zweifel weit größer, als das seinige; aber Heinrich IV. ist für weit größer, als Ludwig XIV. anerkannt. Endlich, da jeder neue Tag sein Andenken herrlicher machte, ist der Franzosen Liebe zu ihm eine Leidenschaft geworden. Davon hat man vor Kurzem zu Saint=Denis ein merkwürdiges Zeugniß erlebt. Ein Bischof von Püy=en=Vélay hielt die Leichenpredigt auf die Königin, Ludwigs XV. Gemalin; da der Redner die Gemüther nicht genug fesselte, obgleich er das Lob einer geliebten Königin verkündete, so machten einige funfzig Zuhörer von der Versammlung sich los,

um das Grab Heinrichs IV. zu besuchen; sie sanken um den Sarg her auf die Knie; sie vergossen Thränen, man hörte Ausrufungen; nie gab es eine wahrhaftere Vergötterung.

Anhang zum hundert und vier und siebzigsten Kapitel

über Heinrich IV.

Hier sind mehrere Briefe von der Hand Heinrichs IV. an Corisande von Andouin, Wittwe des Grafen von Grammont, Philibert: sie sind alle ohne Datum; aus den Noten werden Sie aber leicht ersehen, in welcher Zeit sie geschrieben wurden: es giebt sehr interessante darunter, und der Name Heinrichs IV. macht sie kostbar.

Erster Brief.

Es kommt kein Laquai, oder doch nur sehr wenige, hindurch, die man nicht ausgeplündert, oder die Briefe eröffnet hat. Es sind 7 oder 8 Edelleute von denen, die beim fremden Heer waren, eingetroffen, die versichern, wie wahr ist, (denn der Eine ist Herr Monlouet, der Bruder Rambouillet's, welcher einer der zur Unterhandlung Abgecrdneten war), daß es nicht 10 Edelleute giebt, welche die Waffen nicht zu tragen gelobt haben. Herr von Bouillon hat nicht

gelobt: kurz, nichts ist verloren, was sich für Geld nicht wiederfände. Herr von Maïenne hat eine That begangen, weswegen er nicht sehr gepriesen werden wird; er hat den Sacremore (der von ihm Vergeltung seiner Dienste verlangte) mit Dolchstichen getödtet: man meldet mir, ihn nicht befriedigen wollend, habe er gefürchtet, weil er mißvergnügt sey, möchte er seine Geheimnisse entdecken: er habe alles gewußt, sogar die Unternehmung gegen die Person des Königs, wovon er Leiter der Ausführung war *). Gott will sie durch sie selbst besiegen, denn es war der nützlichste Diener, den sie hatten; er ward begraben, ehe er noch todt war. Auf dies Wort hin sind so eben Morlas und ein Laquai meines Vetters angekommen, denen man unterwegs Briefe und Kleider abgenommen hat. Herr von Türenne wird morgen hier seyn: er hat um Fizac 18 Festen in 3 Tagen eingenommen; ich thue vielleicht was Besseres bald, so Gott will. Das Gerücht meines Todes, das zu Hay, zu Meaux geht, ist nach Paris gelaufen, und einige Prediger brachten ihn auf der Kanzel wie einen der Glücksfälle vor, die Gott ihnen gesendet hätte. Leben Sie wohl, meine Seele; ich küsse Ihnen die Hände millionenmal.

Am 14 Januar.

---

*) Aeußerst merkwürdig ist diese Anekdote. Dieser Sacremore hieß Virague mit seinem wahren Namen. Diese Begebenheit zeigt, daß der Herzog von Maïenne weit boshafter und weit grausamer war, als die Geschichtschreiber ihn schildern; was bei einem Parteienhaupt nicht außer der Ordnung ist. Der Brief ist von 1587.

Zweiter Brief *).

Um mich vollends zu bezahlen, ist mir eines der ärgsten Mißgeschicke begegnet, die ich befürchten konnte; welches der schnelle Tod des ersten Prinzen von Geblüt ist; ich beklage ihn wie das, was er mir seyn sollte, nicht, was er mir war. Zu dieser Stunde bin ich das einzige Ziel, auf welches alle Hinterlistige der Messe anlegen. Vergiftet haben sie ihn, die Verräther! Ob dennoch Gott der Sieger bleiben wird, und ich durch seine Gnade der Vollstrecker? Der arme Prinz, nicht von Herzen, Donnerstags stach er nach dem Ring, aß zu Nacht und war wohl: um Mitternacht befiel ihn ein Erbrechen, das bis zum Morgen fortdauerte; den ganzen Freitag blieb er im Bett; am Abend aß er, und nachdem er wohl geschlafen hatte, stand er Samstags früh auf, aß zu Mittag außer dem Bett und spielte dann Schach; er stand vom Stuhl auf, begann in der Stube auf und ab zu gehn, mit dem Einen und Andern plaudernd; auf einmal rief er, gebt mir meinen Stuhl, ich fühle große Schwäche: er saß noch nicht, so hatte er die Sprache verloren und plötzlich hernach gab er sitzend den Geist auf. Die Zeichen des Giftes traten plötzlich hervor; es ist nicht zu glauben die Verwunderung, die das in jenem Lande hervorgebracht hat. Mit Tagesanbruch reise ich ab, um schleunigst das Nöthige gewahr zu nehmen. Ich sehe wohl, daß ich auf dem Wege zu vielen Sorgen bin. Bitten Sie Gott dreist für mich: wenn ich davon komme, so muß er wohl mich gehütet haben, dem ich vielleicht näher bin, als ich denke. Ich bleibe Ihr treuer Sclav.

---

*) März 1588.

Gute Nacht, meine Seele; ich küsse Ihnen die Hände millionenmal.

Dritter Brief *).

Gestern trafen, der eine am Mittag, der andere am Abend, zwei Eilboten von Saint-Jean bei mir ein: der Erste sagt uns, wie der Frau Prinzessin Page, Belcastel, und ihr Kammerdiener plötzlich auf und davon seyen, nachdem sie ihren Herrn todt geglaubt; zwei Pferde, zweihundert Kronthaler werth, in einem Wirthshaus der Vorstadt gefunden haben, die dort seit 14 Tagen standen, und jeder ein kleines Felleisen voll Geld gehabt hätten. Auf Befragen sagt der Wirth, ein gewisser Brillant **) habe ihm die Pferde gegeben, und komme alle Tage, ihm zu sagen, daß er sie gut halten solle, daß, wenn er den andern Pferden 4 Metzen Hafer gebe, er ihnen 8 geben solle: daß er auch das Doppelte bezahlen wolle. Dieser Brillant ***) ist ein

---

*) Dieser ist vom Monat März 1588.

**) Brillant, Hausverwalter des Prinzen von Condé, wird von den Geschichtschreibern unschicklich Brillaud genannt.

***) Er wurde zu Saint-Jean-d'Angéli, auf das Erkenntniß des Oberrichters hin, ohne Gestattung einer Appellation, geviertheilt; und durch dieses selbe Erkenntniß wurde die Prinzessin von Condé zum Gefängniß bis nach ihrer Niederkunft verurtheilt. Sie kam im August mit Heinrich von Condé, erstem Prinzen von Geblüt, nieder. Sie appellirte an die Pairskammer; allein sie blieb gefangen zu Angéli unter der Aufsicht von Sainte-Même bis in das Jahr 1596. Da ließ Heinrich IV. den Prozeß niederschlagen.

Mensch, den die Frau Prinzessin ins Haus gebracht hat, und gab ihm alles zu verwalten. Er wurde plötzlich festgenommen; bekennt, dem Pagen 1000 Kronthaler gegeben und ihm seine Pferde auf Befehl seiner Herrin gekauft zu haben, um nach Italien zu reisen. Der Zweite bestätigt und sagt weiter, man habe durch diesen Brillant an den Kammerdiener, der, wie man wußte, zu Poitiers war, schreiben lassen, worin er ihm auftrug, zweihundert Schritt vor dem Thore zu seyn, er wolle mit ihm sprechen. Dieser da kam plötzlich heraus; der Hinterhalt, der dort war, ergriff ihn, und wurde nach Saint-Jean geführt. Er war noch nicht gehört worden; aber, sagte er zu denen, die ihn führten: ha, wie boshaft ist die gnädige Frau! man ergreife ihren Schneider, ich werde alles ohne zu scheuen sagen; das geschah.

Das hat man bis zu dieser Stunde gethan. Ich irre mich nicht leicht in meinem Urtheil; ein gefährliches Thier ist ein garstiges Weib. Alle jene Giftmischer sind lauter Papisten; da sind die Befehle der Dame. Ich habe einen Tödter für mich entdeckt *): Gott wird mich davor bewahren, und ich werde Ihnen darüber bald ein Weiteres melden. Die Regierungsverwalter und Hauptleute von Taillebourg haben 2 Soldaten geschickt und geschrieben, sie öffnen ihren Platz nur mir; was mich sehr freut. Die Feinde drängen sie, und sie bekümmern sich so ausschließlich um den Fortgang jener Prozeßsache, daß sie unterdessen sie

---

*) Zu Nérac entdeckte man einen Mörder, einen Lothringer von Geburt, von den Priestern der Ligue gesandt. Man trachtete mehr als 50mal diesem großen und guten Fürsten nach dem Leben. Tantum religio potuit suadere malorum!

thun lassen, was sie wollen: sie lassen keine lebende Seele aus Saint-Jean hinaus, als diejenigen, welche sie an mich abschicken.

Herr von La-Trimouille ist dort, er als der zwanzigste nur. Man schreibt mir, daß, wenn ich viel zögerte, viel Unglück entstehen könnte, und großes. Deshalb eile ich, so daß ich zwanzig Reiter mitnehme und ich, und reise Tag und Nacht, um in Saint-Foi noch zur Versammlung zurück zu seyn. Meine Seele, ich befinde mich ziemlich wohl, leiblich, aber sehr betrübt im Gemüth: lieben Sie mich und lassen Sie es mir sichtbar werden; das wird mir eine große Beruhigung seyn; ich meines Theils werde nicht wider die Treue handeln, die ich Ihnen gelobet habe: auf diese Wahrheit hin küsse ich Ihnen die Hände millionenmal.

Daymet, am 13. März.

Vierter Brief.

Ich traf gestern Abend im Orte Pons ein, wo Nachrichten von Saint-Jean bei mir eintrafen, wornach der Verdacht nach der Seite zunimmt, wo Sie es haben denken können. Morgen werde ich Alles sehn. Mir ist schon bange auf den Anblick der treuen Diener des Hauses: denn es ist in Wahrheit die allerheftigste Betrübniß, die man je gesehn hat. Die römischen Prediger predigen laut in den Städten hier herum, nur noch Eine verdiene gesehn zu werden; sprechen heilig jene schöne That und den, der sie vollbracht hat, vermahnen jeden guten Katholiken, sich ein Beispiel zu nehmen an einem so christlichen Beginnen; und Sie sind dieser Religion! Fürwahr, mein Herz, es ist ein schöner Anlaß, unser Elend, Ihre Frömmigkeit und Ihre Tugend hervortreten zu lassen: warten Sie nicht auf einandermal, um diese Kutte den Nesseln

zuzuwerfen; ich rede ja aufrichtig mit Ihnen. Die Zwiste des Herrn von Epernon mit dem Marschall von Aumont und Crillon beunruhigen sehr den Hof; woher ich alle Tage was Neues erfahre und es Ihnen melden werde. Der Mensch, von dem Briquesière mit Ihnen gesprochen, hat mir boshafte Streiche gespielt, die ich erfahren und seit zwei Tagen zur Gewißheit gebracht habe. Ich schließe hier, da ich ausreite. Ich küsse Dir, meine theure Gebieterin, die Hände millionenmal.

Am 17. März.

Fünfter Brief.

Gott weiß, welch ein Gram mir das ist, abzureisen von hier, ohne daß ich komme und Ihnen die Hände küsse; gewiß, mein Herz, ich bin bettlägerig darüber. Sie werden entsetzlich finden (und sagen, daß ich mich nicht getäuscht habe), was Liceran Ihnen sagen wird. Der Teufel ist von der Kette gerissen; ich bin zu beklagen und Wunder ist, wenn ich nicht erliege unter der Last. Wäre ich nicht schon Hugenott, ich würde ein Türke. Ha! Die gewaltsamen Proben, womit man meinem Hirn auf den Grund sticht! ich kann nicht verfehlen, bald ein Narr oder ein gescheidter Mann zu werden: dieses Jahr ist mein Probierstein; ein sehr schmerzliches Uebel ist das häusliche. Alle höllischen Feuer, die ein Gemüth aufnehmen kann, werden ohne Unterlaß auf das meinige angewandt, ich sage, alle mit einander. Beklagen Sie mich, meine Seele, und tragen Sie nicht Ihre Art von Qual; die ist's, vor der mir am meisten bangt. Ich verreise am Freitag und gehe nach Clérac: Ihre Vorschrift, zu schweigen, werde ich halten. Glauben Sie, nur ein Mangel an Freundschaft kann mich zur Aenderung

meines Entschlusses bewegen, ewig der Ihrige zu seyn, nicht ferner Sclav, wohl aber Kettenträger. Mein Alles, lieben Sie mich: Ihre Gunst ist die Stütze meines Gemüthes beim Andrang meiner Betrübniß: versagen Sie mir diesen Anhalt nicht. Gute Nacht, meine Seele: ich küsse Dir die Füße wohl millionenmal.

Aus Nérac, am 8. März, um Mitternacht.

Sechster Brief *).

Melde Ihnen nie was Anderes, als Eroberungen von Städten und Festen? In acht Tagen haben sich mir ergeben Saint-Merant und Maille-faye: und hoffen Sie vor dem Ende dieses Mondes, daß Sie von mir hören werden. Der König siegt: er hat den Car-

---

*) Dieser Brief muß 3 oder 4 Tage nach der Ermordung des Herzogs von Guise geschrieben seyn; allein man täuschte ihn mit der vorgeblichen Hinrichtung des Präsidenten Neuilli und La-Chapelle-Marteau's. Heinrich III. hielt sie in Haft; sie verdienten gehangen zu werden, aber wurden es nicht. Man muß nicht immer glauben, was Könige schreiben, sie werden oft falsch benachrichtet. Dieser Irrthum wurde wahrscheinlich in den Briefen, welche folgten, und die wir nicht mehr haben, berichtigt. Jener Neuilli und jener Marteau waren übertriebene Eiferer für die Ligue, welche viele Reformirte und dem König anhangende Katholiken in der Bartholomäusnacht niedergemacht hatten: Rose, Bischof von Senlis, jener wüthende Genosse der Ligue, verführte des Präsidenten Neuilli Tochter und machte sie zur Mutter. Nie sah man mehr Grausamkeiten und Ausschweifungen.

dinal von Guise ins Gefängniß werfen lassen: sodann zeigt er auf dem Markt vier und zwanzig Stunden lang den Präsidenten von Neuilli und den ersten Bürgermeister am Galgen aufgeknüpft, und den Sekretär des Herrn von Guise, und drei Andere. Seine Mutter, die Königin, sagt zu ihm: Mein Sohn, gewähren Sie mir ein Gesuch, das ich an Sie thun will; wornach es seyn wird, gnädige Frau; Sie sollen mir den Herrn von Nemours und den Prinzen von Guise schenken; sie sind jung, eines Tages werden Sie Ihnen nützen. Sehr gern, gnädige Frau; ich schenke Ihnen die Leichname und behalte ihre Briefe. Er schickte nach Lyon, um den Herzog von Maïenne zu erwischen; man weiß nicht, was daraus geworden ist. Man schlägt sich bei Orleans und noch näher von hier bei Poitiers, wovon ich morgen nur 7 Stunden weit seyn werde. Wenn der König es wollte, so würde ich sie aussöhnen. Ich beklage Sie, wenn bei Ihnen solches Wetter ist, wie hier, denn seit 10 Tagen thaut es nicht. Ich warte nur noch auf die Stunde, wo ich hören soll, daß man abgeschickt habe, die Königin von Navarra zu erdrosseln *): dieses, mit dem Tode ihrer Mutter, brächte mich wohl dazu, Simeons Lieder zu singen. Das ist ein zu langer Brief für einen Kriegsmann. Gute Nacht, meine Seele, ich küsse Dich millionenmal. Lieben Sie mich, wie Sie dazu Ursache haben: es ist Neujahr. Der arme Carambürü ist einäugig und Fleurimont wird bald sterben.

---

*) Von seiner Frau spricht er: sie stand in Verbindung mit den Guise, und ihre Mutter, die Königin Katharina, war damals todtkrank.

Siebenter Brief.

Meine Seele, aus Blois schreib ich Ihnen *), wo man vor fünf Monaten mich als Ketzer und als unwürdig, auf den Thron zu folgen, verdammte: und ich bin zu dieser Stunde der vornehmste Pfeiler desselben. Sehen Sie die Werke Gottes an denen, die auf ihn gebaut haben: denn es gab nichts, das so großen Anschein von Kraft gehabt hätte, als ein Ständebeschluß; jedoch ich that dagegen Höherruf an denjenigen, der alles vermag (so thun ja viele Andere), der den Prozeß neu durchgesehen und die Beschlüsse der Menschen vernichtet, mich in mein Recht wieder eingesetzt hat; und das, glaube mir, auf Unkosten meiner Feinde: desto besser für Sie! Die auf Gott bauen, bewahrt er, und werden nimmermehr zu Schanden: daran sollten Sie ja denken. Ich befinde mich sehr wohl, Gott sey Dank, wobei ich Ihnen mit Wahrheit schwöre, daß ich nichts so ehre und liebe auf der Welt, wie Sie; ich gebe Ihnen alle Merkmale davon und bewahre Ihnen Treue bis ans Grab. Ich gehe fort nach Boisjeancy, wo Sie, wie ich glaube, bald von mir hören werden, ich zweifle nicht daran. Anders nehme ich mir vor, meine Schwester bald kommen zu lassen: entschließen Sie sich, mit ihr zu kommen. Der König hat von der Dame von Auvergne mit mir gesprochen; ich glaube, ich werde sie einen schlechten Sprung thun lassen. Guten Morgen, mein Herz; ich küsse Sie millionenmal. Am 18 Mai. Der, dessen Bande an Sie unauflöslich sind.

---

*) Gewiß gegen Ende April 1589. Er war damals mit Heinrich III. zu Blois.

Achter Brief.

Sie vernehmen vom Ueberbringer dieses den glücklichen Erfolg, den Gott in dem wüthendsten Kampf *) uns verliehen hat, der in diesem Kriege je geliefert wurde: er wird Ihnen auch sagen, wie die Herrn von Longueville, von la-Noue und Andere bei Paris gesiegt haben. Wenn der König Eile gebraucht, wie ich hoffe, so sehen wir bald den Kirchthurm von Notre-Dame zu Paris. Nur erst vor zwei Tagen schrieb ich Ihnen durch Petit-Jean. Gott gebe, daß wir diese Woche noch etwas eben so Ausgezeichnetes vollbringen, wie die andere! Mein Herz, lieben Sie mich immerfort als Ihrigen, denn ich liebe Sie als Meinige. Auf diese Wahrheit hin küsse ich Ihnen die Hände. Gott befohlen, meine Seele.

Es ist der 20 Mai, aus Boisjeancy.

Neunter Brief.

Schicken Sie mir Briquesière wieder, und er wird zurückkehren mit Allem, was Sie bedürfen, außer mir. Sehr leid thut mir, betrübt macht mich der Verlust meines Kleinen, der gestern starb; ich frage Sie, wäre ein legitimer mehr zu bedauern **)! er fing ja schon an zu sprechen. Ich weiß nicht, ob Sie, nur um einer Schuldigkeit los zu werden, durch Doisil mir

---

*) Das ist der Kampf vom 18. Mai 1589, wo der Graf von Châtillon die Streiter der Ligue in einem sehr erbitterten Handgemenge besiegte.

**) Es war ein Sohn, den er von Corisande hatte.

geschrieben haben; deswegen schicke ich die Antwort, die Sie auf Ihrem Briefe sehen werden, durch denjenigen, von dem ich wünsche, daß er komme: melden Sie mir darüber Ihren Willen. Die Feinde stehen vor Montégü, wo sie recht durchnäßt seyn werden; denn kein Obdach ist auf eine halbe Stunde umher. Die Versammlung geht in zwölf Tagen zu Ende. Gestern traf ein Schwarm Nachrichten aus Blois bei mir ein; ich schicke Ihnen einen Auszug aus den wahrhaftesten: gerade in diesem Augenblick trifft so eben ein Mann aus Montégü bei mir ein; sie haben einen sehr schönen Ausfall gethan und eine Menge Feinde getödtet; ich rufe alle meine Schaaren zu den Waffen, und hoffe, wenn genannter Platz sich vierzehn Tage halten kann, da einige tüchtige Schläge auszutheilen. Das, warum ich Sie habe bitten lassen, niemandem Böses zu wollen, ist nöthig zu Ihrer Zufriedenheit und zu der meinen; jetzt rede ich zu Ihnen Selbst, die Sie Meinige sind. Meine Seele, ich habe eine entsetzliche Sehnsucht, Sie zu sehen. Es ist hier ein Mensch, der meiner Schwester Briefe bringt vom Könige von Schottland. Er dringt mehr als je in sie um die Heirath; er bietet sich an, mir mit sechstausend Mann auf seine Kosten zu dienen *), und selbst hierher zu kommen, um mir seinen

---

*) Das ist eine sehr merkwürdige Anekdote, die allen unsern Geschichtschreibern unbekannt geblieben ist: das will sagen, er werde eines Tages König von England seyn, weil die Königin von England keine Kinder habe. Es war dies derselbe König, den Heinrich IV. nachher immer nur Meister Jakob nannte. Dieser Brief muß von 1588 seyn.

Dienst anzubieten; er wird unfehlbar König von England: bereiten Sie meine Schwester vor, ihm wohl zu wollen, indem Sie ihr den Zustand, worin wir sind, und die Größe dieses Fürsten sammt seiner Tugend vorstellen: ich schreibe ihr nicht darüber: reden Sie mit ihr nur wie zur Unterhaltung darüber, es sey Zeit, sie zu verheirathen, und es gäbe keine Partie, als diese; denn um unsere Verwandten ist es ein Elend. Gott befohlen, mein Herz; ich küsse Dich hundert Millionenmal.

Am letzten December.

Inhaltsanzeige
des 13. Bändchens.

Kap.		Seite
165.	Fortsetzung von der Regierung Philipps II. Mißgeschicke Don Sebastians, Königs von Portugal	7
166.	Philipps II. Versuch in England einzubringen. Die unbesiegbare Flotte. Philipps II. Macht in Frankreich. Untersuchung über den Tod des Don Carlos, u. s. w. . .	14
167.	Die Engländer unter Eduard VI., Maria und Elisabeth	24
168.	Die Königin Elisabeth	29
169.	Die Königin Maria Stuart	36
170.	Frankreich gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, unter Franz II.	44
171.	Frankreich. Minderjährigkeit Karls IX.	49
172.	Haupt-Besonderheiten des tridentinischen Concils	64

Kap. Seite
173. Frankreich unter Heinrich III. Seine Verpflanzung nach Polen. Seine Flucht; seine Zurückkunft nach Frankreich. Charakter der Zeit. Ligue. Meuchelmorde. Ermordung des Königs. Merkwürdige Anekdoten 86

174. Heinrich IV. 106

Anhang.

Briefe Heinrichs IV. 145

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire,

Voltaire's Geschichte der Völker vorzüglich in den Zeiten von Karl d. Gr. bis auf Ludwig XIII

Bd.: 13

Leipzig 1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.147-a(24#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718284-6